

6. Zweifeln und Vergessen im 16. Jahrhundert

6.1 Gedanken notieren mit Michel de Montaigne

Der französische Jurist und Privatgelehrte Michel de Montaigne (1533-1592) verbrachte den größten Teil seines Lebens auf seinem Schloss nahe der Stadt Bordeaux. In die dortige Turmbibliothek zog er sich 1571 zurück, um bis zum Ende seines Lebens an den 107 philosophischen und autobiografischen Versuchen zu arbeiten, die er als *Essais* in drei Bänden publizieren ließ. Eine Reise nach Italien (1580), Verpflichtungen als gewählter Bürgermeister von Bordeaux (1581-1585) und eine Flucht vor der ausgebrochenen Pest (1585) konnten Montaigne nicht davon abhalten, stets zu seinen Texten zurückzukehren, die er zunehmend als den Mittelpunkt seines Lebens begriff.¹ Die ersten beiden Bände seines Werkes erschienen erstmals 1580, der dritte Band folgte 1588. Die *Essais* weckten noch zu Montaignes Lebzeiten großes Interesse, wurden seitdem in verschiedenen, redigierten Versionen publiziert, in zahlreiche Sprachen übersetzt und gelten heute als wichtige literarische und philosophische Zeugnisse der späten europäischen Renaissance.²

In seiner runden Turmbibliothek versuchte Montaigne sein eigener Herr zu sein und sich »sowohl der ehelichen und töchterlichen als auch der gesellschaftlichen Gemeinschaft« zu entziehen.³ Seinen privaten Rückzugsort zum Denken, Lesen und Schreiben beschrieb er selbst wie folgt:

Von meiner Bibliothek aus überschaue ich mein ganzes Hauswesen mit einem Blick. [...] Da oben blättere ich einmal in diesem, einmal in jenem Buch, ohne Ordnung, ohne Plan: wie es sich eben ergibt. Bald hänge ich im Hin- und Hergehn

1 Zum überlieferten Leben Montaignes vgl. einführend Balmer (2016), S. 27-46.

2 Zur Geschichte und zur Bedeutung der *Essais* vgl. ebd., S. 11-17 sowie S. 47-53.

3 Montaigne (1998), S. 413. Hinweis: Bei der Zitation der *Essais* beziehe ich mich auf die deutsche Übersetzung von Hans Stilett. Ebenso wie die vorherigen Übersetzungen ist auch diese nicht unumstritten, vgl.: Westerwelle, Karin (1999): Die Schwierigkeit, Montaigne zu verstehen. Hans Stilets Übersetzung der »Essais«. In: *Mercur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, 53. Jahrgang, Heft 602, S. 508-520. Das französische Original findet sich u.a. in: Montaigne (1962): *Œuvres complètes*. Textes établis par Albert Thibaudet et Maurice Rat. Paris: Gallimard.

meinen Tagträumen nach, bald halte ich meine Hirngespinnste fest und schreibe sie auf, wie sie hier nun stehn.⁴

Montaigne konnte nicht ahnen, dass seine *Essais* eine internationale Leser_innen-schaft finden würden, die ihn auch Jahrhunderte später noch als den Begründer des essayistischen Schreibens und als einen wegweisenden skeptischen Denker der Frühen Neuzeit verehrt.⁵ In seinem Vorwort behauptete er, leicht kokett, dass er sich mit seinen Texten »kein anderes Ziel als ein rein häusliches und privates gesetzt« habe und dass es keinen vernünftigen Grund gäbe, dass andere ihre Mühe »auf einen so unbedeutenden, so nichtigen Gegenstand« verwenden.⁶ Seitdem wurden zahlreiche Argumente gefunden, sich doch mit den *Essais* zu beschäftigen. Meine eigene Beschäftigung folgt der Einsicht, dass Montaigne als ein früher und wichtiger Kritiker moderner Suchmaschinen gelesen werden kann.

Bei der Recherche für diese Arbeit bin ich durch Anton Tantner auf Montaigne aufmerksam geworden. Dieser beginnt seine historische Untersuchung zu Adressbüros mit einem Montaigne-Zitat, das er als die »Urszene« dieser städtischen Vermittlungseinrichtungen anführt.⁷ Und diese frühneuzeitlichen Einrichtungen wiederum, die sich erst rund vierzig Jahre nach Montaignes Tod langsam von Paris aus über Europa zu verbreiten begannen, bezeichnet Tantner »mit einem kontrollierten Anachronismus« als »die ersten Suchmaschinen«.⁸ Dieser Einschätzung gemäß, läge mit dem folgenden Ausschnitt nicht weniger vor als die »Urszene der ersten Suchmaschinen der europäischen Neuzeit«:

Mein verstorbener Vater [...] sagte mir einmal, er hätte gern veranlaßt, daß in den Städten eine bestimmte Stelle eingerichtet würde, an die alle, die irgend etwas brauchten, sich wenden könnten [...] – zum Beispiel: ›Ich suche Perlen zu verkaufen‹ oder ›Ich suche Perlen zu kaufen‹. Der und der möchte eine Reisebegleitung nach Paris; [...] der eine sucht dies, der andre das, jeder nach seinem Bedarf. Offensichtlich würde ein solches Mittel zum Austausch von Informationen die Beziehungen zwischen den Menschen wesentlich erleichtern, denn jeden Augenblick

4 Montaigne (1998), S. 412. Hinweis: Verschiedene eigensinnige Schreibweisen (wie „hergehn“ oder „stehn“) wurden hier und in den folgenden Zitaten aus der Übersetzung von Stilett übernommen. Ich habe darauf verzichtet, dies jeweils gesondert zu markieren.

5 Vgl. Auerbach, Erich (1967): Der Schriftsteller Montaigne. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*. Hg. von Fritz Schalk. Bern/München: Francke, S. 184–195. Auerbach bezeichnet Montaigne als den »ersten Schriftsteller«: »Dieser unabhängige und berufslose Mann schuf also einen neuen Beruf und eine neue soziale Kategorie: [...] den Laien als Schriftsteller« (ebd., S. 187). Sein Publikum habe Montaigne gleich mit erschaffen.

6 Montaigne (1998), S. 5.

7 Tantner (2015), S. 17.

8 Ebd., S. 133. *Die ersten Suchmaschinen* ist zugleich der Titel der Monografie.

entstehen Situationen, da sich Menschen gegenseitig suchen, aber, weil sie ihre Stimmen nicht hören können, in ihrer höchst mißlichen Lage allein bleiben.⁹

Es erscheint folgerichtig, dass sich diese angeblich allererste Szene des modernen, gewerblichen Suchens und Findens von Informationen an einer Reihe von Anfragen entzündet: Anfragen, die von niemandem gehört und beantwortet werden, die nicht aufgezeichnet oder archiviert werden, Suchanfragen, die eigentlich gar nicht sein sollten, weil es noch keine entsprechende Institution oder gar Maschine gibt, die sie bearbeiten könnte. Die durch dieses Zitat heraufbeschworene Vorstellung jedoch, Montaigne sei ein Vordenker effizienter Techniken des Findens gewesen und hätte, ähnlich wie Leibniz im darauffolgenden Jahrhundert, versucht mehr Ordnung in die Welt zu bringen, erweist sich als unzutreffend.¹⁰ Ein konzentrierter Blick in die *Essais* zeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: Montaigne zweifelte an der Wissensorganisation. Sich selbst beschrieb er indessen als vergesslich und daher als ungeeignet, Informationen auffindbar zu machen.¹¹

In seinen *Essais* spielt Montaigne mit diesem vermeintlichen Mangel. Seine Texte sind geprägt von argumentativen Sprüngen, Assoziationen, Redundanzen. Hans Peter Balmer bezeichnet sie als eine »Aufreihung reflektierter Erfahrung«, die sich durch ihre »Beweglichkeit, Vielheit und Lebendigkeit« auszeichnet.¹² Die *Essais* von Montaigne können als Versuche einer modernen »Selbstvergewisserung«, als andauernde Selbstfindung gelesen werden.¹³ Inmitten von zahlreichen Büchern, bedruckt mit Wissen, ließ Montaigne seine Gedanken kreisen und begab sich auf eine zeitlebens unabgeschlossene Suche. Es ging ihm weniger um das Erlangen oder Vermitteln von konkretem Wissen, als vielmehr um ein, wie Erich Auerbach feststellt, »beständiges Erwägen, Prüfen, Betrachten von Beispielen«.¹⁴ Oder noch einmal mit Balmer gesprochen: Es ging um »den offenen Verlauf fragender Identifizierung« und dabei notwendigerweise um »Heterogenität, Widersprüchlichkeit, das Fehlen einer Lösung des Konflikts«.¹⁵ In den Kontext dieser Arbeit übersetzt, ließe sich auch sagen: Montaigne interessierte sich für

9 Montaigne (1998), S. 119.

10 Vgl. hierzu die Überlegungen im vorangegangenen fünften Kapitel dieser Arbeit.

11 Vgl. exemplarisch Montaigne (1998), S. 201: »Wenn ich also auch ein Mensch bin, der einiges gelesen hat, so doch einer, der nichts behält.«

12 Balmer (2016), S. 50-51.

13 Ebd., S. 51.

14 Auerbach (1967), S. 187, weiter heißt es hier: »Resultate gibt es wenig und jedenfalls verpflichten sie den Leser nicht.«

15 Balmer (2016) S. 51. Anm.: Es ist viel zu Montaigne geschrieben worden und es würde den Rahmen sprengen, hier in seine Rezeptionsgeschichte einzuführen. Stattdessen werden jeweils Texte aufgerufen, die zentral für die weitere Argumentation sind. Eine kompakte Bibliografie zu Montaigne findet sich in Balmer (2016), S. 179-207. Eine Übersicht der internationalen Forschung bietet das *Interdisciplinary Forum for Montai-*

Probleme, und zwar nicht zuletzt für Probleme der Wissensorganisation. Eben weil er einer dogmatischen Ordnungsliebe skeptisch gegenüberstand, wird er zum gewinnbringenden Protagonisten für diese Arbeit.

Der Fokus dieses Kapitels liegt in diesem Sinne nicht auf Visionen und Ideen, die das Suchen und Finden von Wissen erleichtern sollten, sondern vielmehr auf den Bruchstellen, an denen die Organisation von Wissen scheitert. So kann das obige Zitat vielleicht als ›Urszene‹ der städtischen Informationsvermittlung gelesen werden. Paradigmatisch daran erscheint mir jedoch Montaignes Feststellung, dass viele Menschen bei dem Versuch etwas zu finden »in ihrer höchst misslichen Lage allein bleiben«.¹⁶

Es wird im Folgenden angenommen, dass gerade die Überforderung mit Wissen, der ständige Zweifel und das Nicht-Finden zentrale Aspekte sind, die in den *Essais* insistieren und die hier erörtert werden können. Ausgehend von dieser Annahme wird analysiert, inwiefern sich Montaigne für die ambivalenten Probleme der Wissensorganisation interessierte und wie er in seinen Texten widerständige Praktiken erprobte, um nicht auf diese Weise von den Techniken des Suchens und Findens regiert zu werden. Hervorgehoben werden insbesondere die Argumentationsfigur der ›Gedächtnisschwäche‹, die ich als provokative ›Fehlleistung‹ lesen möchte,¹⁷ sowie die Beobachtung, dass die gedruckten *Essais* einen kreativen Umgang mit Wissen ermöglichen. Zunächst jedoch wird in die historische Epoche der Renaissance und in die damaligen Umbrüche der Wissensorganisation eingeführt. Denn erst ausgehend davon wird ersichtlich, inwiefern Montaigne heute als ein früher Kritiker moderner Suchmaschinen gelesen werden kann.

6.2 Ein Essayist der späten Renaissance

Um Montaignes *Essais* für die vorliegende Arbeit analysieren zu können, ist eine Auseinandersetzung mit dem historischen Kontext, in dem sie verortet werden, unverzichtbar. Nicht zuletzt, weil Montaigne während des 16. Jahrhunderts eine Umbruchphase miterlebte, die für die moderne Wissensorganisation als äußerst prägend gilt.

Der weit gefasste Epochenbegriff ›Frühe Neuzeit‹ hat sich als historischer Terminus durchgesetzt, um die europäische Gesellschaft zwischen 1500 und 1800 zu beschreiben.¹⁸ Die zweite Hälfte dieses Zeitraums wurde im Hinblick auf Leibniz'

Studies der University of Chicago: <https://montaignestudies.uchicago.edu/h/lib/critique/Books%20on%20Montaigne/index.shtml> vom 12.06.2021.

16 Montaigne (1998), S. 119.

17 Zum Begriff der Fehlleistung vgl. Freud (1929).

18 Zur Begriffs-Diskussion vgl. Neuhaus, Helmut (Hg.) (2009): *Die Frühe Neuzeit als Epoche*. Historische Zeitschrift, Beiheft 49. München: Oldenbourg.

Texte bereits dargestellt. Die erste Hälfte rückt nun in den Fokus. Mit dem Begriff wird der Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit markiert. Dieser ging mit tiefgreifenden gesellschaftlichen und geistesgeschichtlichen Veränderungen einher, die insbesondere die Geografie, den Handel, die Medizin, das naturwissenschaftliche Denken, die Astronomie, die Religion sowie die politische Philosophie betrafen.¹⁹ Die Frühe Neuzeit reicht, wie Thomas Maissen zusammenfasst, grob von der »Entdeckung Amerikas 1492 bis zum Sturm auf die Bastille 1789« und führte dazu, »dass das Ideal eines einheitlichen christlichen Abendlands Platz machte für eine allmählich als legitim anerkannte Vielfalt von Staaten, religiösen Bekenntnissen, Formen des Wirtschaftens«.²⁰

Der Weg zu dieser Vielfalt verlief jedoch über Konflikte und blutige Kriege. Montaignes Zeit wurde von den christlichen Religionskriegen geprägt, die Europa als Folge der Reformation noch bis 1648, dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, erschütterten.²¹ Im Herbst 1517 soll Martin Luther seine 95 Thesen an das Portal der Schlosskirche von Wittenberg geschlagen haben. Er zettelte damit zunächst eine Wiederentdeckung alter Glaubensgewissheiten, dann eine Kritik am päpstlichen Einfluss und schließlich die Spaltung des Christentums an.²²

Die protestantischen Reformbewegungen, die sich von der römisch-katholischen Kirche lossagten, wurden zwar 1555 im Augsburger Religionsfrieden für das Heilige Römische Reich deutscher Nationen legitimiert, sorgten jedoch auch weiterhin für Unruhen.²³ In Frankreich kam es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu acht Bürgerkriegen zwischen Protestant_innen und Katholik_innen, die als »Hugenottenkriege« unruhlich in die Geschichte eingingen. Als besonders berüchtigt gilt die »Pariser Bartholomäusnacht« im August 1572, in der, unter dem Vorwand einer versöhnenden Hochzeit, ein blutiges Pogrom an den protestantischen Hugenott_innen verübt wurde.²⁴ Unter dem Eindruck eben dieser Unruhen zog Montaigne sich zum Schreiben und Denken zurück. Er verweigerte sich einer Parteinahme, missbilligte Hass und Krieg und gilt daher heute als ein besonnener Denker in fanatischen Zeiten.²⁵

19 Vgl. einführend: Maissen (2013). Zur Mediengeschichte dieser Epoche vgl. Faulstich, Werner (1998): *Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700). Die Geschichte der Medien, Band 3*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

20 Maissen (2013), S. 6.

21 Für einen Überblick über die Geschichte der europäischen Reformation vgl. Kaufmann, Thomas (2016): *Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation*. München: C.H. Beck.

22 Zu Luthers Person und seiner zentralen Rolle in der Reformation vgl. einführend Schorn-Schütte (2017), S. 27-36, insb. S. 30-33.

23 Vgl. ebd., S. 88-90 sowie Kaufmann (2016), S. 295-301.

24 Vgl. ebd., S. 245-250.

25 Vgl. Balmer (2016), S. 6. Diese Zuschreibung soll auf Voltaire zurückgehen.

Die Zeit Montaignes war aber nicht nur durch die Religionskriege geprägt, sondern gilt zugleich als die späthumanistische Epoche am Ende der Renaissance. Mit dem Begriff ›Renaissance‹ kann eine kulturelle Bewegung bezeichnet werden, die zwischen 1300 und 1600 eine Wiederbelebung der griechischen und römischen Antike verfolgte. Sie zeichnete sich durch eine verstärkte Rezeption von antiken Texten und Kunstwerken aus, verbreitete sich zunächst im Norden Italiens und wurde später in zahlreichen kulturellen Zentren auf vielfältige Weise weiterentwickelt. Die Renaissance gilt als äußerst einflussreich und konnte vor allem die bildende Kunst, die Architektur, die Literatur und die Philosophie nachhaltig prägen.²⁶ Für den Historiker Peter Burke markiert das ab ca. 1330 entstandene literarische Gesamtwerk des italienischen Dichters Francesco Petrarca den eindeutigsten Beginn dieser Bewegung.²⁷ Petrarcas Schriften waren derart einflussreich, dass er bis heute als Begründer eines neuen Humanismus gilt. In diesem wurde nicht nur die Rückkehr zum antiken Denken und die Abgrenzung von einem als düster empfundenen Mittelalter zelebriert, sondern vor allem die Frage nach dem Wesen des Menschen verhandelt.²⁸ Durch Petrarcas Werk zog sich »ein neues und intensives Interesse an der individuellen Persönlichkeit«, ²⁹ ein Interesse, das den Humanismus bis hin zu Montaigne beeinflussen sollte.

Burke beschreibt die ›Spätrenaissance‹ zwischen 1530 und 1630 als eine Phase der Mannigfaltigkeit und der Zersplitterung – eine Beobachtung, die ebenso auf den damaligen Humanismus zutrifft.³⁰ Einerseits seien einige der großen humanistischen Ideale, die das philosophische Denken der Antike und die Bildung des Menschen betrafen, zur Selbstverständlichkeit gereift, andererseits hätten sich

26 Vgl. Burke, Peter (2012): *Die europäische Renaissance. Zentren und Peripherien*. 2. Auflage. München: C.H. Beck, einführend S. 13-33. Burke vermeidet es, von einer historischen Epoche zu sprechen und bezeichnet die Renaissance stattdessen als eine kulturelle Bewegung bzw. als eine intellektuelle und ästhetische Rezeptionsweise. Er betont, dass sich die Zentren und Peripherien dieser Bewegung mehrfach verschoben haben. Der Begriff ›Renaissance‹ wurde bereits in zeitgenössischen Aufzeichnungen verwendet, wissenschaftlich jedoch vor allem durch Jacob Burckhardt im 19. Jahrhundert geprägt. Vgl. Burckhardt, Jacob (1860): *Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch*. Basel: Schweighauser. Für einen umfangreichen, aktuellen historischen Überblick vgl. weiterführend Roeck, Bernd (2017): *Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance*. München: C.H. Beck.

27 Vgl. Burke (2012), S. 37-40.

28 Vgl. ebd., S. 40-54, insb. S. 40-42. Zum Humanismus vgl. ebd., S. 115-125.

29 Ebd., S. 42.

30 Vgl. ebd., S. 134-140. Burke stellt fest, dass die Spätrenaissance in der Forschung lange ausgeblendet wurde und betont daher, dass die Renaissance nicht mit dem Beginn der Reformation zu einem schnellen Erliegen gekommen sei, sondern noch mindestens ein weiteres Jahrhundert existierte. Burke verortet die drei Phasen der Renaissance wie folgt: Frührenaissance: 1330-1490, Hochrenaissance: 1490-1530, Spätrenaissance: 1530-1630. Vgl. ebd., S. 13 sowie S. 28-29.

daran anknüpfend im 16. Jahrhundert so viele unterschiedliche intellektuelle Interessen und Haltungen etabliert, dass kaum noch von einer einheitlichen Bewegung gesprochen werden könne.³¹

Die Späthumanist_innen interessierten sich nicht mehr nur für die klassische Antike. Ihr Fokus habe sich, laut Burke, zunehmend auf die jeweils eigene kulturelle Vergangenheit verlagert, von der ausgehend sie eine regionalere und zeitgenössischere Perspektive auf die Welt werfen konnten.³² So wurden zunehmend lokale Schriftsprachen verwendet, wie z.B. das Französische, das Montaigne in seinen *Essais* dem Latein vorzog,³³ zudem konnten sich konkurrierende philosophische Haltungen, wie z.B. der Skeptizismus,³⁴ und nicht zuletzt verschiedene literarische Gattungen, wie z.B. der Essay, etablieren.³⁵ Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gilt ferner als die »große Stunde der Autobiographie«.³⁶ Die Späthumanist_innen entdeckten sich selbst als zentralen Ausgangspunkt, um das Eigene und das Fremde zu reflektieren.³⁷

Bereits der frühe Humanismus betonte, so schreibt Burke, »nachdrücklich den Gedanken der *conditio humana*«, also die Bedingung des menschlichen Daseins.³⁸ Jedoch wurde der Zugriff auf dieses Dasein »eher von der Philologie als von der Philosophie, eher von der Textkritik als von der Gesellschaftskritik beherrscht«.³⁹ Es bestand eine Textgläubigkeit, die darauf abzielte, über die Auslegung von antiken Schriften zum Wesen des Menschen zu gelangen. Eine Haltung, die dem Späthumanismus nur noch bedingt zugeschrieben werden kann.⁴⁰ Auch Montaigne distanzierte sich von einer philologischen Textauslegung und trat in seinen *Essais* zunehmend als praktischer Philosoph in Erscheinung, der Erkenntnisse aus seinen lebensweltlichen Beobachtungen gewann.⁴¹

31 Vgl. ebd., S. 161-167.

32 Vgl. ebd., S. 165-167.

33 Vgl. ebd., S. 172-180. Montaigne schrieb seine *Essais* auf Französisch, obwohl er angeblich Latein von seinem Hauslehrer als erste Sprache lernte. Vgl. Montaigne (1998), S. 94-95.

34 Vgl. Burke (2012), S. 162. Zu Montaignes Skeptizismus vgl. einführend Balmer (2016), S. 148ff.

35 Vgl. Burke (2012), S. 180-184, insb. S. 183. Zur Geschichte des Essays als literarische Gattung vgl.: weiterführend Schärf, Christian (1999): *Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

36 Burke (2012), S. 273.

37 Vgl. ebd., S. 263ff.

38 Ebd., S. 50.

39 Ebd.

40 Vgl. ebd., S. 165. Es wurde angeblich noch über Kopernikus heliozentrisches Weltbild gesagt, es habe die Astronomie korrigiert, »als habe es sich dabei um einen verfälschten klassischen Text gehandelt« (ebd., S. 170). Burke beschreibt den Humanismus auch als ein Set kultureller Praktiken, insb. der Textkritik, der Nachahmung, des Lesens, des Schreibens und des Sprechens (vgl. ebd., S. 243).

41 Vgl. Balmer (2016), S. 11-12.

Aus dieser Haltung heraus schuf Montaigne seine eigene, moderne ›conditio humana‹: »Man kann alle Moralphilosophie ebensogut auf ein niedriges und namenloses wie auf ein reicher ausgestattetes Leben gründen: Jeder Mensch trägt die ganze Gestalt des Menschseins in sich.«⁴² Diese Aussage wird in der Sekundärliteratur als ein Vorgriff auf die Zeit der Aufklärung und auf die Idee einer allgemeinen Menschenwürde gelesen und markiert in diesem Sinne bereits den Übergang in eine neue Epoche.⁴³

Bevor näher auf die Rezeption Montaignes und auf seine Kritik an der etablierten Wissensorganisation eingegangen wird, möchte ich an die Erfindung jener zentralen Technologie erinnern, die die Herausgeber des einschlägigen Sammelbandes *The Renaissance Computer*, Neil Rhodes und Jonathan Sawday, schlicht als *das* definierende Moment der gesamten Ära beschreiben: die Druckerpresse.⁴⁴ Diese wurde um 1450 von Johannes Gutenberg in Mainz mit auswechselbaren, beweglichen Lettern ausgestattet und ermöglichte fortan die Massenproduktion von einheitlich formatierten Druckerzeugnissen. Die Gutenberg zugeschriebene Erfindung förderte nicht nur die Etablierung moderner Textstrukturen sowie eine massenmediale Verbreitung gedruckter Informationen, sondern prägte den Umgang mit Wissen nachhaltig. Ein Blick in die Forschung zeigt, dass die Wirkmächtigkeit der Druckerpresse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine breite wissenschaftliche Anerkennung erfuhr.⁴⁵ Elizabeth Eisenstein definiert die neue Technik als zentralen Agenten des Wandels.⁴⁶ Marshall McLuhan subsumiert alle nachfolgenden Jahrhunderte unter dem Begriff der ›Gutenberg-Galaxis‹.⁴⁷ Und Friedrich Kittler beschreibt den Buchdruck als »erste Massenproduktionsstraße der Geschichte«.⁴⁸

Von den vielen Druckerzeugnissen, die fortan maschinell angefertigt wurden, kommt zweifellos dem Buch eine besondere Stellung zu. Hans Blumenberg geht davon aus, dass von dem Buch eine Deutungshoheit und ein Totalitätsanspruch

42 Montaigne (1998), S. 399.

43 Vgl. Balmer (2016), S. 90-103. Montaigne gilt nicht zuletzt auch als ein Fürsprecher der Andersartigen und Ausgestoßenen (vgl. ebd., S. 8).

44 Vgl. Rhodes, Neil/Sawday, Jonathan (2000): Introduction: Paperworlds: Imagining the Renaissance Computer. In: Dies. (Hg.), S. 1-17, hier S. 1.

45 Vgl. zunächst den Klassiker: Eisenstein, Elizabeth L. (1980): *The printing press as an agent of change*. Complete in one Volume. Cambridge: Cambridge University Press. Vgl. zudem: Funke, Fritz (2006): *Buchkunde. Die historische Entwicklung des Buches von der Keilschrift bis zur Gegenwart*. Wiesbaden: VMA. Ebenso wie das Papier wurde auch die Drucktechnik zuvor bereits in China erfunden. Auf die Geschichte des Buches werde ich in Kapitel 7 noch einmal eingehen.

46 Vgl. Eisenstein (1980).

47 Vgl. McLuhan, Marshall (2011): *Die Gutenberg-Galaxis. Die Entstehung des typographischen Menschen*. Hamburg: Gingko Press.

48 Kittler (2002), S. 51.

nie gekannten Ausmaßes ausgingen. Er beschreibt es als das zentrale Medium, das fortan die Vorstellung von ›Wirklichkeit‹ gestaltete.⁴⁹ Michael Giesecke bestätigt diese Einschätzung, wenn er schreibt, dass das gedruckte Buch als technischer Speicher zu einem neuen Typus von Informationen geführt habe, der von den nachfolgenden Generationen als objektives Wissen wahrgenommen wurde.⁵⁰

Die sich über Europa ergießende ›Bücherflut‹ führte nicht zuletzt zu einer neuen bürgerlichen Belesenheit sowie zur Etablierung von Privatbibliotheken. Denn »erst die Erfindung des Buchdrucks schuf die Voraussetzungen für die Ansammlung von Buchbeständen durch wohlhabende Privatleute«.⁵¹ Auch Montaigne kann als ein solcher moderner Intellektueller betrachtet werden. Sowohl seine eigene Belesenheit als auch der Erfolg seiner *Essais* wären ohne die Druckerpresse kaum möglich gewesen.

Es ist viel über die Beweggründe spekuliert worden, derentwegen Montaigne sich ab den 1570er Jahren zur Arbeit an seinen *Essais* zurückzog. Dieses Interesse ist wohl nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass Montaigne selbst ein, wie sein deutscher Übersetzer Hans Stilett schreibt, regelrechtes »Panorama der Gründe« entfaltete.⁵² So erklärte er z.B. in seinem berühmten *Vorwort an den Leser*:

Dieses Buch, Leser, gibt redlich Rechenschaft. Sei gleich am Anfang gewarnt, daß ich mir damit kein anderes Ziel als ein rein häusliches und privates gesetzt habe. Auf deinen Nutzen war mein Sinn hierbei ebensowenig gerichtet wie auf meinen Ruhm – für beides reichen meine Kräfte nicht aus.⁵³

In seinem achten Essay schrieb Montaigne, dass alles mit der Vorstellung begonnen habe, er könne seinem »Geist keinen größeren Gefallen tun, als ihn in voller Muße bei sich Einkehr halten und gleichmütig mit sich selbst beschäftigen zu lassen«.⁵⁴ Dieses Selbstexperiment beförderte allerdings die Einsicht, dass »der Geist

49 Vgl. Blumenberg, (1986), insb. S. 17. Auf die Überlegungen Blumenbergs gehe ich im nächsten Kapitel noch ausführlicher ein.

50 Vgl. Giesecke, Michael (1991): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, insb. S. 501.

51 Heinecke, Berthold/Alvensleben, Reimar von (2016): *Lesen. Sammeln. Bewahren. Die Bibliothek Joachims von Alvensleben (1514–1588) und die Erforschung frühneuzeitlicher Büchersammlungen*. In: Dies. (Hg.): *Ders.* Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, S. 11–26, hier S. 11.

52 Stilett, Hans (2008): *Von der Lust, auf dieser Erde zu Leben. Wanderungen durch Montaignes Welten*. Berlin: Eichborn, S. 197–203.

53 Montaigne (1998), S. 5.

54 Ebd., S. 20. Im dritten Band findet sich später ein noch selbstbewussterer Umgang mit dieser Selbstfokussierung: »Ich nehme mir nicht nur heraus, über mich zu sprechen, sondern auch, es ausschließlich zu tun« (ebd., S. 474).

vom Müßiggang verwirrt, zum ruhelosen Irrlicht wird« und führte schließlich zu dem Verlangen, über die »Ungeheuer« des eigenen Denkens »Buch zu führen«.⁵⁵

Jenseits von Montaignes Selbstbezug insistiert in seinen Texten aber auch die Kompensation von Tod und Verlust. So widmete er die *Essais* einerseits seinen »Angehörigen und Freunden zum persönlichen Gebrauch [...], damit sie, wenn sie mich verloren haben [...], darin einige meiner Wesenszüge und Lebensumstände wiederfinden«.⁵⁶ Andererseits verarbeitete er mit seinen Texten aber auch persönliche Verluste. Jean Starobinski stellt fest, dass »die Spuren der Bindung [...], der Verzicht auf das öffentliche Amt« und das persönliche Zeugnis als Beweggründe ineinandergreifen.⁵⁷ Als eines der stärksten Motive für das Schreiben der *Essais* gilt hierbei der Tod von Montaignes Freund Étienne de La Boétie im Jahr 1563.⁵⁸

Zwischen den beiden soll eine tiefe intellektuelle Verbundenheit bestanden haben.⁵⁹ Dieser Hintergrund ist dahingehend interpretiert worden, dass die *Essais* als eine »Fortführung, Ersetzung und Ausweitung des freundschaftlichen Dialogs« zwischen Montaigne und Boétie gelesen werden könnten.⁶⁰ Um dem Freund zu gedenken, plante Montaigne sogar Étiennes *Discours de la servitude volontaire*, im Deutschen: *Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft* ins Zentrum seiner Abhandlungen zu stellen.⁶¹ Er verglich sein eigenes Werk in diesem Zusammenhang mit »bizarren Phantasiegebilden«, die ein Gemälde umranden.⁶² Seine *Essais* seien nicht mehr als »monströse [...] zusammengestückelte Zerrbilder«.⁶³ Das »Motiv«, auf das sie sich beziehen, sei der kämpferische Text des verstorbenen Freundes, den dieser einst »wider die Tyrannen, zum Lobpreis der Freiheit« verfasst hatte.⁶⁴ Da der Text von Étienne letztlich doch nicht im Rahmen der *Essais* abgedruckt wurde, wird in der Sekundärliteratur angenommen, dass deren Zentrum bewusst leer blieb: Der

55 Ebd., S. 20 (Hervorhebungen stammen hier und im Folgenden aus dem Original).

56 Ebd., S. 5.

57 Starobinski (1986), S. 65.

58 Vgl. Balmer (2016), S. 34–36 sowie Starobinski (1986), S. 64–89. Starobinski arbeitet heraus, dass Boétie nicht nur ein Gesprächspartner, sondern auch eine Möglichkeit zur Selbstreflexion gewesen sein muss, deren Verlust Montaigne zu kompensieren suchte (vgl. ebd., S. 67).

59 Vgl. Montaigne (1998), S. 100–101 in seinem Essay *Über die Freundschaft*. Zu einer dekonstruktiven Lesart der dortigen Überlegungen vgl. weiterführend Derrida, Jacques (2002): *Politik der Freundschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, insb. S. 231–259.

60 Balmer (2016), S. 35. Montaigne erbte wohl auch Boéties Büchersammlung. Vgl. Montaigne (1998), S. 99.

61 Vgl. Montaigne (1998), S. 99. Vgl. zudem: Boétie, Etienne de La (2016): *Abhandlung über die freiwillige Knechtschaft*. Essay. Innsbruck: Limbus.

62 Montaigne (1998), S. 98.

63 Ebd., S. 99.

64 Ebd.

inspirierende fremde Text ist abwesend, so wie der Verstorbene selbst. Die *Essais* werden in diesem Sinne zu einer Gedächtnisschrift.⁶⁵

Friedrich Balke nutzt diese Annahme, um zu untersuchen, unter welchen Bedingungen und mit welchen Konsequenzen Montaigne in seinen *Essais* über sich selbst schreiben konnte. Dabei geht er davon aus, dass die Grenzen des Ich »mit den Grenzen des Sagbaren« zusammenfallen.⁶⁶ Wenn Montaigne von seinem Ich sprach, habe er von einem imaginierten Ich gesprochen, von einem Anderen.⁶⁷ Ausgehend von dieser Lesart, stellt Balke den autobiografischen Charakter der *Essais* nachhaltig infrage.⁶⁸ Diese Interpretation wird im Folgenden für die eigene Lektüre genutzt.

Montaignes Freund Boétie ging davon aus, dass die Knechtschaft des Individuums ein freiwilliges Moment beinhalte. Ein Tyrann könne nur deshalb so uneingeschränkt herrschen, weil die Untertanen »im Tyrannen ihren Freund sehen wollen«.⁶⁹ Es wird eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen der Freundschaft und der Herrschaft angenommen: Beide implizieren ein Abhängigkeitsverhältnis, das eine gegenseitige Akzeptanz und ein Sich-Einlassen voraussetzen. Nur die völlige Gleichgültigkeit würde es ermöglichen, dem Machtbereich des Anderen zu entkommen. Im Anschluss daran stellt Balke die These auf, dass Montaigne nicht über sich selbst als autonome Person schrieb, sondern vielmehr seine eigene Unterwerfung reflektierte. Er schrieb in Abhängigkeit zu seinem verlorenen Freund, er schrieb in Abhängigkeit zur Monarchie und er konstruierte sein Ich aus der Reflexion eben dieser Machtverhältnisse. So wie Montaigne eine »diskursgeschichtliche Position« zwischen der »Praxis des Kommentars« und »einer neuen, auf souveränen Autorschaft« basierenden Stellung einnahm,⁷⁰ so habe sich auch sein dargestelltes Ich zwischen verschiedenen Instanzen befunden. Balkes daran anknüpfende Frage lautet, wen die *Essais* aus dieser Position heraus adressierten, d.h. zu wem Montaignes imaginiertes Ich sprach.

Balke bezieht sich auf die Analyse von Erich Auerbach und die Theorien von Louis Althusser, wenn er darauf verweist, dass Montaigne eine moderne Leser_inenschaft anrief, die es in dieser Form noch gar nicht gab, die erst noch geschaffen

65 Vgl. im Folgenden insb. Balke, Friedrich (2009): *Figuren der Souveränität*. München: Wilhelm Fink, S. 239-275.

66 Ebd., S. 256.

67 Vgl. ebd., S. 256-257.

68 Vgl. ebd., S. 256. Vgl. weiterführend auch die Analysen zu Montaignes »Ich« in: Westerwelle, Karin (2002): *Montaigne. Die Imagination und die Kunst des Essays*. München: Wilhelm Fink, insb. S. 318-326 und S. 365-408.

69 Balke (2009), S. 259 (Hervorhebung im Original). Vgl. zudem Boétie (2016). Zu den Staatskonzepten der Renaissance vgl. weiterführend: Saracino, Stefano/Knoll, Martin (Hg) (2013): *Das Staatsdenken der Renaissance – Vom gedachten zum erlebten Staat*. Baden-Baden: Nomos.

70 Balke (2009), S. 252.

werden musste. Montaigne imaginierte in diesem Sinne eine zukünftige Adressat_innengruppe.⁷¹ Althusser stellte mit seinem Konzept der Anrufung die Theorie auf, dass ein Individuum nie aus sich selbst heraus, sondern erst als Folge einer äußeren Anrufung zu einem spezifischen Subjekt wird. Die Reaktion auf eine Anrufung sei die notwendige Voraussetzung, um zu ›Jemandem‹ werden zu können.⁷² Balke schließt an Althusser an, wenn er die Wirkung von Montaignes *Essais* wie folgt beschreibt:

Montaigne zentriert sein ganzes Unternehmen um sein Ich, um es zu einer exemplarischen Instanz auszuarbeiten, die in der Lage ist, unzählige andere *anzurufen*, eine offene, ›decodierte‹ Menge, eine ›Gesamtheit‹, die es noch nicht gab, aber die die *Essais* lesen werden. Für jede Ideologie [...] stellt sich die Frage, ob sie in der Lage ist, die vielen ›beliebigen‹ Einzelnen, die sich irgendwo in der Welt vorfinden, ›in Szene zu setzen‹ und ihnen auf diese Weise zu einem Publikum, also zu einer öffentlichen Existenz zu verhelfen.⁷³

Eben diese Interpretation erweist sich für meine Analyse als besonders aufschlussreich. Ausgehend davon wird im Folgenden diskutiert, wie Montaigne sich gegenüber der Wissensorganisation seiner Zeit verhielt, wie er die ›Fehlleistungen‹ seines Gedächtnisses verhandelte, wie er seine Texte gestaltete und wie er dabei ein Ich in Szene setzte, das nicht nur in Abhängigkeit von anderen Menschen, sondern auch in Abhängigkeit von den Techniken des Suchens und Findens existierte.

6.3 Probleme der Wissensorganisation

Bei der Lektüre von Montaignes *Essais* sind mir seine Klagen über die mühevollen Herausforderungen des Lebens aufgefallen. Sie betreffen z.B. seinen Unmut über gesellschaftliche Interaktionen: »Überall [...] bin ich Herr nur dem Namen nach, in Wirklichkeit aber redet mir jeder Dazwischen«. ⁷⁴ Sie beziehen sich auf handwerkliche Arbeiten in seinem Haushalt: »Plackereien lassen mich vor welcher Unterneh-

71 Ebd., S. 272-273. Vgl. zudem Auerbach (1967), S. 186: »Er schrieb für eine Gesamtheit, die es nicht zu geben schien, für die lebenden Menschen überhaupt [...]; für die Gruppe, die man später etwa das gebildete Publikum nannte.«

72 Vgl. Althusser, Louis (2010): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. 1. Halbband. Hamburg: VSA, S. 37-102, insb. S. 84ff. Vgl. weiterführend: Scholz, Leander (2006): *Anrufung und Ausschließung. Zur Politik der Adressierung bei Martin Heidegger und Louis Althusser*. In: Cuntz, Michael/Nitsche, Barbara/Otto, Isabell/Spaniol, Marc (Hg.): *Die Listen der Evidenz*. Köln: DuMont, S. 283-297: Scholz führt in diesem Aufsatz verschiedene Konzepte der Anrufung zusammen.

73 Balke (2009), S. 272-273.

74 Montaigne (1998), S. 413.

mung auch immer zurückschrecken«. ⁷⁵ Und sie betreffen Montaignes Kampf mit seinen Koliken, oder im Superlativ ausgedrückt: den Kampf »mit der schlimmsten aller Krankheiten [...], mit der unberechenbarsten und quälendsten, unheilbarsten und tödlichsten«. ⁷⁶ Doch insbesondere drehen sich seine Klagen um die Herausforderung, sich Wissen anzueignen. So schrieb er, dass »zu langes Bemühen und übertriebene Anstrengung« beim Lesen und Recherchieren ihm »den Verstand trübe, müde und matt« machen: Die Dinge würden dadurch nicht klarer werden, sondern sie »verwirren sich dann und verschwimmen« vor seinem Blick. ⁷⁷ Dabei wollte Montaigne doch »den Rest des Lebens gemächlich« verbringen, »nicht mühselig« – und daher habe er entschieden, in den Büchern »bloß das Vergnügen eines honorigen Zeitvertreibs« zu suchen oder zumindest »keine andere Wissenschaft als jene, die zur Selbstkenntnis führt und mich lehrt, recht zu sterben und recht zu leben«. ⁷⁸

Montaigne bringt hierbei etwas zum Ausdruck, das in dieser Arbeit kaum deutlich genug markiert werden kann: Das Organisieren von Wissen und das Suchen und Finden von Informationen ist mühselig und lästig. Es kostet Zeit und Arbeit. Es ist mitunter frustrierend und überfordernd. Es ist immer unzureichend und es scheitert infolgedessen ständig. Diese Feststellung gilt, so möchte ich behaupten, trotz aller technischen Fortschritte, heute immer noch in ähnlicher Weise, wie im 16. Jahrhundert. Expliziter als die bisherigen historischen Protagonisten dieser Arbeit, stellte Montaigne in seinen *Essais* daher die Frage, ob sich dieser ganze Aufwand überhaupt lohnt: »Gewiß wünschte ich mir, eine gründlichere Kenntnis der Dinge zu besitzen, aber nicht um den hohen Preis, den ihr Erwerb kostet.« ⁷⁹

Die Herausforderungen, über die Montaigne klagte, verweisen jedoch nicht nur auf große Mühsal, sondern zugleich auf persönliche Abhängigkeiten. Denn ein jedes Gelingen erfordert in gewissem Maße Anpassung und die Aufgabe von Eigenständigkeit. Im Hinblick auf den Erwerb von Wissen erschien Montaigne dieser Preis besonders hoch, denn die Unterwerfung unter fremdes Wissen implizierte die Einschränkung seiner intellektuellen Selbstbestimmung.

Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt auch Jean Starobinski, wenn er erklärt, dass Montaigne zwar einerseits viel las und dabei der Anziehungskraft von großen Gelehrten verfiel, sich andererseits aber nicht von ihnen beherrscht fühlen wollte: »Wie also schreiben, ohne ihnen verpflichtet zu sein?« ⁸⁰ Um in seinem eigenen Namen denken und sprechen zu können, musste Montaigne seine eigene

75 Ebd.

76 Ebd., S. 377.

77 Ebd., S. 202.

78 Ebd.

79 Ebd.

80 Starobinski (1986), S. 166. Für einen größeren Überblick vgl. ebd., S. 166-186.

Unterwerfung erkennen und reflektieren. Denn das Streben nach Unabhängigkeit setzt die Anerkennung der eigenen Abhängigkeit voraus. Dieser Umstand wird von mir als ein zentraler Anlass begriffen, warum Montaigne sich den Voraussetzungen des eigenen Wissens widmete und warum er nicht zuletzt damit begann, eine philosophische Reflexion über das Suchen und Finden anzustellen.

Einen Einstiegspunkt in Montaignes diesbezügliche Überlegungen ermöglicht, wie häufig in den *Essais*, der Verweis auf dessen Vater. Ihn beschrieb Montaigne als einen Mann, der selbst zwar keine literarischen Kenntnisse besaß, dafür aber der Wissenschaft die größte »Ehrfurcht und Gläubigkeit« entgegenbrachte:

Mein Haus steht Männern des Wissens seit langem offen und ist ihnen wohlbekannt; denn mein Vater [...] war von der neuen Begeisterung angesteckt, mit der unser König Franz I. sich den Wissenschaften widmete und ihnen Geltung verschaffte; daher scheute er weder Mühe noch Aufwand, mit gelehrten Männern Umgang zu pflegen, indem er sie in seinem Haus wie Heilige und von göttlicher Weisheit Erleuchtete empfing und ihre Sentenzen und Darlegungen aufnahm, als wären es Orakelsprüche [...].⁸¹

Dieser Kommentar zur Wissenschaftsgläubigkeit erlaubte es Montaigne, sich kritisch von seinem Vater abzugrenzen: »Ich selber liebe die Gelehrten ebenfalls, aber ich bete sie nicht an.«⁸² Von Anbetung kann tatsächlich keine Rede sein, wenn er in einem späteren Essay die Frage formuliert, »ob es überhaupt in der Macht des Menschen steht, zu finden, was er sucht, und ob all sein Forschen, das er seit so vielen Jahrhunderten hierauf verwendet, ihn um irgendeine neue Kraft oder festgegründete Wahrheit bereichert hat«.⁸³ Ein Kommentar, der äußerst modern anmutet. Er erinnert z.B. an Vilém Flussers Wissenschaftskritik und an dessen Verweis auf eine sich verändernde »Geste des Suchens«. Flusser fragt rund vierhundert Jahre nach Montaigne: »Hat der Forscher nicht alles verloren, statt etwas gefunden zu haben? Ist dieser ganze »Fortschritt« nicht ein Wahnsinn?«⁸⁴

Montaigne verfolgte die Vorbilder für seine skeptische Haltung bis in die Antike zurück. Selbst über Platon soll gesagt worden sein, dass er im Alter begonnen habe, »seine Achtung vor den Wissenschaften zu verlieren«.⁸⁵ Die antike Philosophie unterteilte Montaigne daraufhin in drei Strömungen, die er ausgehend von ihrem Umgang mit dem Suchen und Finden unterschied:

81 Montaigne (1998), S. 217.

82 Ebd.

83 Ebd., S. 248.

84 Flusser (1994), S. 209.

85 Ebd., S. 249.

Wer immer etwas sucht, gelangt schließlich an den Punkt, wo er entweder sagt, ich habe es gefunden, oder, es lasse sich nicht finden, oder, er sei noch auf der Suche. Alle Philosophie teilt sich in diese drei Gruppen.⁸⁶

Montaigne selbst sympathisierte mit der letzten Gruppe. Insbesondere sah er sie durch den antiken ›Pyrrhonismus‹ verwirklicht, der nie an endgültige Weisheiten geglaubt habe.⁸⁷ Diese Zuneigung Montaignes äußerte sich in seinem Versuch, das philosophische Ideal der andauernden Suche und totalen Ungewissheit auf eine kurze Formel zu reduzieren. Er gelangte zu der Einsicht, dass selbst noch der Verweis auf das Zweifeln und Nicht-Wissen eine Eindeutigkeit implizieren würde, die mit dieser philosophischen Strömung unvereinbar sei.⁸⁸ Eine Möglichkeit, diese paradoxe Lage zu erfassen, fand er schließlich in der einfachen Frage »Was weiß ich?«.⁸⁹ Sie begeisterte ihn so sehr, dass er sie auf eine Medaille prägen ließ.⁹⁰

Auf seiner Reise nach intellektueller Unabhängigkeit entfernte Montaigne sich von der Wissenschaftsgläubigkeit seines Vaters und stellte in letzter Konsequenz nicht nur das Wissen anderer, sondern auch das eigene Wissen infrage. Seine skeptische Grundhaltung führte ihn zu einem emphatischen Umgang mit dem Fragen, Zweifeln und Suchen. Auerbach schreibt, dass Montaigne »noch zuviel systematische Gewalt« angetan werde, wenn man seine Geistesart »skeptisch« nenne.⁹¹ Auch hier wird sein Skeptizismus in erster Linie als ein kritischer Umgang mit Wissen verstanden, als eine Strategie für mehr Offenheit.

In der Geschichte der abendländischen Philosophie bildet Montaigne mit dieser Haltung eine Gegenfolie zum einflussreichen René Descartes.⁹² Denn dieser er-

86 Ebd. Montaignes Perspektive auf die antiken Philosophen kann an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert werden. Zentral für meine Analyse ist lediglich die Feststellung, dass Montaigne versuchte, über die Operationen des Suchens und Findens eine Philosophiegeschichte zu schreiben.

87 Vgl. ebd., S. 249–251. Von dem antiken Philosophen Pyrrhon von Ellis sind keine Werke überliefert. Seine Lehren wurden aber zusammengefasst, besonders prominent in der Überlieferung von Empiricus. Vgl. Empiricus, Sextus (1985): *Grundriss der pyrrhonischen Skepsis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Vgl. weiterführend: Vogt, Katja Maria (2015): *Skepsis und Lebenspraxis. Das pyrrhonische Leben ohne Meinungen*. Freiburg: Karl Alber.

88 Vgl. Montaigne (1998), S. 263: »Wenn sie folglich sagen ›Ich zweifle‹, kann man sie sofort an der Gurgel packen und zu dem Eingeständnis nötigen, zumindest dies wüßten und versichert sie also: daß sie zweifeln.«

89 Ebd.

90 Vgl. ebd. Unter diesen Spruch ließ er die Abbildung einer Waage eingravieren.

91 Auerbach (1967), S. 187.

92 Vgl. einführend Balmer (2016), S. 7 sowie S. 17–25. Vgl. weiterführend: Marin, Louis (1994): *Mimésis et description, ou de la curiosité à la méthode de l'âge de Montaigne à celui de Descartes*. In: Ders.: *De la représentation*. Paris: Seuil, S. 71–92 sowie Stierle, Karlheinz (1984): Gespräch und Diskurs – Ein Versuch im Blick auf Montaigne, Descartes und Pascal. In: Ders./Warning, Rainer (Hg.): *Das Gespräch*. München: Wilhelm Fink, S. 297–334, insb. S. 321–328.

sann knapp vier Jahrzehnte nach Montaignes Tod eine Methode, um die Vernunft richtig zu gebrauchen.⁹³ Sie kann grob auf vier grundlegende Regeln reduziert werden: Ausgehend vom generellen Zweifel, wollte Descartes vorgefundene Probleme in ihre einzelnen Teile zerlegen, sich bei der Klärung dieser Probleme zunächst den einfachen, dann den schwierigeren Dingen widmen und abschließend sicherstellen, keinen Aspekt übersehen zu haben.⁹⁴ Die Basis dieses Vernunftgebrauchs schuf Descartes mit seiner berühmten Erkenntnis »ich denke, also bin ich«,⁹⁵ die den Rationalismus der Frühen Neuzeit nachhaltig prägen sollte.⁹⁶ Descartes lässt sich daher, im Vergleich zu Montaigne, eher in die Gruppe jener einsortieren, die glaubten, sie hätten einen Weg zur Erkenntnis gefunden.

Stephen Toulmin vertritt die wissenschaftshistorische Auffassung, dass der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges zwischen 1618 und 1648 die philosophische Suche nach Gewissheit nachhaltig vorantrieb: »Alle Vertreter der modernen Philosophie förderten die Theorie, werteten die Praxis ab und betonten sämtlich das Bedürfnis nach klaren, deutlichen und sicheren Grundlagen der Erkenntnis.«⁹⁷ Montaigne war in dieser Lesart einer der letzten frühneuzeitlichen Philosophen, der sich einer rationalen Erkenntnissuche konsequent entzog; ein Verdienst, der erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – insbesondere von »postmodernen« Denker_innen – wiederentdeckt und wissenschaftlich gewürdigt wurde.⁹⁸

Die Trennlinie zwischen Montaigne und Descartes wird auch von Foucault beschrieben. In *Wahnsinn und Gesellschaft* vertritt er die These, dass der Wahnsinn bei Montaigne noch als unberechenbare Gefahr über der eigenen Vernunft geschwebt habe »und die Beziehungen der Subjektivität und der Wahrheit« jederzeit kompromittieren konnte.⁹⁹ Descartes hingegen habe den Wahnsinn durch seine rationalen Prämissen ins Exil abgeschoben:

93 Vgl. Descartes, René (1960/[1637]): *Discours de la Méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences/Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung*. Übersetzt und hg. von Lüder Gäbe. Hamburg: Felix Meiner.

94 Ebd., S. 30–33.

95 Ebd., S. 53.

96 Diesen Grundsatz des *cogito ergo sum* entfaltete Descartes in seinen *Meditationen*. Vgl.: Descartes, René (1959/[1641]): *Meditationes de prima philosophia/Meditationen über die Grundlagen der Philosophie*. Hamburg: Felix Meiner. Zu Descartes' Denken vgl. weiterführend: Kemmerling, Andreas (1996): *Ideen des Ichs. Studien zu Descartes' Philosophie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

97 Toulmin, Stephen (1994): *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 120.

98 Vgl. ebd., insb. S. 11–15. Martin Gessmann vermutet, dass prä-modern und post-modern als Schwellenphänomene miteinander vergleichbar sind und begründet darüber die postmoderne Montaigne-Affinität. Vgl. Gessmann, Martin (1997): *Montaigne und die Moderne. Zu den philosophischen Grundlagen einer Epochenwende*. Hamburg: Felix Meiner, insb. S. 6.

99 Foucault, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 70. Für einen größeren Überblick vgl. ebd., S. 68–71.

Es ist eine Trennungslinie gezogen worden, die die der Renaissance so vertraute Erfahrung mit einer unvernünftigen Vernunft und einer vernünftigen Unvernunft unmöglich machen wird. Zwischen Montaigne und Descartes ist etwas wie das Heraufkommen einer *Ratio* geschehen.¹⁰⁰

Dieser angenommene historische Bruch lässt es heute besonders reizvoll erscheinen, zu Montaignes Denken zurückzukehren, sich auf seinen Zweifel und auf seinen Kampf nach intellektueller Unabhängigkeit einzulassen und seine Überlegungen auf die gegenwärtigen Debatten rund um die Suche im weltweiten Netz zu übertragen.

Doch welche Konsequenzen zog Montaigne aus seinem skeptischen Umgang mit dem Wissen? Wie schlugen sich diese Konsequenzen in seinen *Essais* nieder? Inwiefern verhalfen sie ihm zu einer größeren Unabhängigkeit des eigenen Denkens? Und welche Parallelen lassen sich schließlich zu den Debatten um Web-Suchmaschinen ziehen? Diese Fragen begleiten nicht nur diesen Abschnitt, sondern das gesamte restliche Kapitel.

Die Ursachen, weswegen sich Montaignes Überlegungen zur Wissensorganisation so gut auf die Gegenwart projizieren lassen, werden hier nicht nur in dessen kritischem Denken ausgemacht, sondern zudem in den informationstechnischen Bedingungen seiner Zeit vermutet. Ich möchte zeigen, dass es eine Reihe an Parallelen gibt, die das Jahrhundert nach der Erfindung der Druckerpresse mit dem Zeitalter des Internets verbindet.

Sowohl im 16. Jahrhundert als auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts etablierte sich eine neue Industrie der Wissensproduktion und -distribution. Zu Montaignes Zeiten bestand diese Industrie aus Druckereien, Verlagen und Buchläden und im 21. Jahrhundert aus Internetkonzernen. Beide Industrien versprachen einen einheitlichen, günstigen und egalitären Zugriff auf Wissen. Die Innovationen äußerten sich im 16. Jahrhundert darin, dass Textabschriften, die zuvor rare und kostbare Unikate waren, nun in großen Auflagen, relativ preisgünstig und in einheitlichen Kopien produziert werden konnten. Im 21. Jahrhundert können Informationen indessen nun online zur Verfügung gestellt werden.¹⁰¹ Die neuen Produktions- und Distributionsmöglichkeiten von Wissen beförderten sowohl damals als auch heute erweiterte Möglichkeiten der Einflussnahme und der Manipulation. Debatten, wie sie gegenwärtig unter dem Stichwort ›Fake News‹ über unseriöse Nachrichtenquellen im weltweiten Netz geführt werden,¹⁰² entbrannten damals über gedruckte Flugblätter, mit deren Hilfe sich z.B. Luthers berühmte Thesen rasch verbreiten

100 Ebd., S. 70-71.

101 Dieser Vergleich wurde inspiriert von Rhodes/Sawday (2000), S. 1-14 zur Einführung in ihren einschlägigen Sammelband *The Renaissance Computer*.

102 Vgl. die Diskussionen in der *ZfM* 2/2018, Heft 19: *Faktizitäten*.

ließen.¹⁰³ Das vielfach gedruckte bzw. im weltweiten Netz geteilte Wissen führte zu einer Krise der Glaubwürdigkeit. Denn infolge eines solchen medialen Umbruchs, ist es für die Menschen schwieriger einzuschätzen, welchen Informationen sie vertrauen können.

In ihrem einschlägigen Sammelband ziehen Neil Rhodes und Jonathan Sawday einen ähnlichen Vergleich und beschreiben das Wissenssystem, das sich rund um die Druckerpresse etablierte, als ›Renaissance-Computer‹.¹⁰⁴ Ausgehend von diesem Vergleich wirkt es schlüssig, gedruckte Bücher als ›frühneuzeitliche Suchmaschinen‹ zu begreifen.¹⁰⁵ Denn Bücher waren nicht nur in der Lage, das Wissen der Welt zu versammeln und als durchsuchbare Einheit darzustellen. Sie erlangten zudem einen immensen Einfluss auf die Selektion von Informationen. Der britische Literaturwissenschaftler Thomas Corns stellt fest, dass durch den Einsatz von Indizes, Titelseiten, Marginalien und Inhaltsverzeichnissen ein nicht-linearer Zugriff auf das Wissen befördert wurde.¹⁰⁶ Die Benutzerfreundlichkeit und die Übersichtlichkeit von gedruckten Texten konnten jedoch zugleich festschreiben, was leicht gefunden wurde und was nicht.¹⁰⁷

Vor diesem Hintergrund wird angenommen, dass die Erfindung der Druckerpresse zu einer erhöhten Reflexionsbereitschaft gegenüber den Techniken des Suchens und Findens führte. So wie zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine interdisziplinäre Suchmaschinenforschung auf die Wissensorganisation im weltweiten Netz reagiert, so reagierte auch Michel de Montaigne auf die technischen Bedingungen seiner Gegenwart.

Die vielen Meinungen und Konflikte seiner Zeit veranlassten Montaigne zu der Feststellung, dass der Mensch »ein seltsam wahnhaftes, widersprüchliches hin und her schwankendes Wesen« sei.¹⁰⁸ Er versuchte sich dem Kampf um Deutungshoheit zu entziehen, indem er erklärte, dass er weder Gewissheiten zu bieten habe noch darauf aus sei, welche zu schaffen.¹⁰⁹ Diese Haltung wird in dem folgenden Zitat deutlich, in dem er sich dogmatischen Forderungen widersetzte:

Wofür soll ich mich entscheiden? ›Wofür immer du willst, Hauptsache, du entscheidest dich.‹ Welch hirnverbrannte Antwort! Und doch scheint aller Dogmatis-

103 Vgl. Rhodes/Sawday (2000), S. 5-6. Zur Bedeutung von Flugblatt und Flugschrift vgl. auch Faulstich (1998), S. 117-125 sowie S. 152-164.

104 Vgl. Rhodes/Sawday (2000).

105 Vgl. Corns, Thomas N. (2000): The Early Modern Search Engine: Indices, Title Pages, Marginalia and Contents. In: Rhodes/Sawday, S. 95-105.

106 Vgl. ebd. insb. S. 95f.

107 Vgl. ebd., S. 103.

108 Montaigne (1998), S. 10.

109 Vgl. ebd., S. 201.

mus darauf hinauslaufen, denn er verbietet uns, nicht zu wissen, was wir nicht wissen.¹¹⁰

Ausgehend von dieser Haltung schlug Montaigne in seinen *Essais* ein Gedanken-spiel vor: Um den Menschen in seiner »äußersten Entfaltung« zu betrachten, könnte man sich eine kleine Zahl »hervorragender, auserwählter Männer« anschauen, die – »mit einer besonderen Geisteskraft begabt« – ihre Entfaltung »durch eifrige und wohldurchdachte Weiterbildung zu festigen, zu verfeinern und bis auf die höchstmögliche Stufe der Weisheit zu erheben mußten«.¹¹¹ Es könne angenommen werden, dass diese Menschen »die Welt durch Verfassungen und Gesetze geordnet« hatten, sie »in Kunst, Wissenschaft und Technik unterwiesen« und ihr »zudem das rechte Beispiel« vorlebten.¹¹² Diese Leute wollte Montaigne gerne betrachten, nicht jedoch, um ihre Errungenschaften zu feiern und ihnen nachzueifern, sondern um zu sehen, »wie weit sie gekommen sind und von wo ab sie nicht weiterkamen – die Gebrechen und Mängel, die wir in dieser erlauchten Versammlung finden werden, darf sich die Menschheit getrost als die ihren eingestehn«.¹¹³

Montaigne ging davon aus, dass es gerade die Schwachstellen und Überforderungen sind, die Aufschluss über das menschliche Denken und Handeln geben. Und eben diesen wollte er sich in seinen *Essais* widmen:

Das weiteste Feld für die wechselseitige Kritik der Philosophen bieten die Unge-reimtheiten und Widersprüche, in die jeder von ihnen sich verstrickt – sei es wis-sentlich, um zu zeigen, wie unstet der menschliche Geist alle Dinge umschwankt, sei es unwissentlich, weil die Dinge zwangsläufig selber schwanken und unbe-greiflich bleiben.¹¹⁴

Eben diese Einsicht, so die Annahme, versuchte Montaigne auf die Form seines eigenen Schreibens zu projizieren. Er verwandelte die *Essais* auf diese Weise in eine angewandte Reflexion über die Bedingungen der Wissensorganisation. So sind Montaignes *Essais* eine Fundgrube diverser Inhalte, in denen nicht zuletzt rand-ständige, kontroverse und zum Teil auch visionäre Themen und Meinungen ver-handelt werden.¹¹⁵ Montaigne markierte jedoch zugleich, dass es ihm eigentlich nicht in erster Linie um die Inhalte ging, sondern vielmehr um die Form, in der er

110 Ebd., S. 250.

111 Ebd., 249.

112 Ebd.

113 Ebd.

114 Ebd., S. 255.

115 Eine Übersicht der Themenvielfalt findet sich in dem Kommentarband Stilett (2008) gebün-delt auf S. 5-18. Zu den Themen Montaignes zählten u.a. die Religion, die Politik, eine Kritik an der kolonialen Ausbeutung (vgl. Montaigne (1998), S. 109-111), die Erziehung, die Sexuali-tät, die Rolle der Geschlechter, Krankheiten, Lebensfreuden, Tod.

diese wiedergab; »plaudernd, reflektierend und bald fürs Pro plädierend, bald fürs Kontra«. ¹¹⁶ Es handelt sich um einen spielerischen Umgang mit Wissen, mit dem es Montaigne bis heute gelingt, die Lesenden zu fesseln. Auch Erich Auerbach stellt in seiner einschlägigen Analyse fest, dass Montaigne es verstand, die Menschen auf diese Weise in seinen Bann zu ziehen:

Man muß ihm zuhören, denn er erzählt gut. Man weiß nicht mehr, was er eben gesagt hat, er ist schon bei etwas ganz anderem [...]. Unmerklich gleitet der Leser in seine wechselnd-fließende, nuancenreiche und dabei ruhige Geistesart hinein. ¹¹⁷

Montaignes vielleicht größte Leistung bestünde laut Auerbach darin, dass er »den Weg, der ihn zum Zweifel und zur Unentschiedenheit führt« selbst bahnte, dass er die Leser_innenschaft auf seine Gedankenreise mitnahm und dass er dabei eine spezifische »Kombination der Probleme zum ersten Male auf diese Art« freilegte. ¹¹⁸ Montaigne nötigt bis heute zum Denken. Und einer der zentralen Antriebe dieses Denkprozesses ist, so meine Feststellung, sein reflexiver Umgang mit der Organisation von Wissen.

Ebenso wie die vorliegende Arbeit interessierte sich Montaigne für die *Probleme der Wissensorganisation*. Es ging ihm nicht darum, diese Probleme zu lösen, sondern vielmehr darum, sie in ihrer Komplexität auszuhalten, sie zu entfalten und sich auf sie einzulassen, um ausgehend von ihnen einen widerständigen Umgang zu erproben. Das Scheitern und die Ungewissheit wurden zu seinen Freunden. Aufgrund seines Vermögens, diesen Prozess seinen Mitmenschen nahe zu bringen, wird er hier als einer der ersten Kritiker von modernen Suchmaschinen gelesen.

Es wird angenommen, dass Montaigne die informationelle und intellektuelle Selbstbestimmung der Bevölkerung verteidigte und dass ihn dieses Anliegen mit den heutigen Kritiker_innen der Web-Suche verbindet. Denn bereits in seinen Texten ging es im Kern darum, nicht »auf diese Weise« und nicht »um diesen Preis« von der Organisation des Wissens regiert zu werden. ¹¹⁹ Es ging – vereinfacht ausgedrückt – darum, selbstständig weiterzusuchen und sich nicht von dem erstbesten Ergebnis auf der Trefferliste manipulieren zu lassen. Ich möchte davon ausgehen, dass es Montaigne mit seinen *Essais* nicht nur gelang, seinem zukünftigen Publikum »zu einer öffentlichen Existenz« zu verhelfen, ¹²⁰ sondern auch, es zu einem selbstbestimmten Umgang mit modernen Suchmaschinen anzuregen.

116 Montaigne (1998), S. 201.

117 Auerbach (1967), S. 187. Zu Auerbachs Interpretation der *Essais* vgl. weiterführend auch: Auerbach, Erich (2015): *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. 11. Auflage. Tübingen: Francke Verlag, S. 271-296.

118 Auerbach (1967), S. 192.

119 Zu dieser Formulierung vgl. erneut Foucault (1992), S. 12.

120 Balke (2009), S. 273.

6.4 Gedächtnisschwäche

Es ist auffällig, wie häufig Montaigne – bzw. sein in Szene gesetztes Ich – in den *Essais* über sein mangelndes Gedächtnis klagt. Bereits im neunten Text seines ersten Buches erklärte er, dass es ihm eigentlich gar nicht zustünde über das Gedächtnis zu schreiben, da es auf der ganzen Welt kaum eines geben könne, »das so ungeheuerlich versagt« wie das seinige: »All meine anderen Eigenschaften sind von der gewöhnlichen, durchschnittlichen Art, in dieser aber glaube ich ein seltnes, ja einmaliges Exemplar zu sein – würdig, mir damit Ruf und Ruhm zu erwerben.«¹²¹ Womöglich mag diese Behauptung eine lakonische Übertreibung sein. Zudem sind Klagen über das Gedächtnis auch heute noch klassische Zeichen des zunehmenden Alters.¹²² Und nicht zuletzt hat Montaigne, obwohl er vehement »die Flüchtigkeit seiner Gedanken beklagt«, es eben doch geschafft, wie Hans Stilett zurecht bemerkt, »eine Fülle davon in einhundertseven *Essais* dingfest« zu machen.¹²³ Und so könnte man fast geneigt sein, schmunzelnd über Montaignes Gedächtnisschwäche hinwegzusehen. In diesem Abschnitt geschieht jedoch das Gegenteil: Es wird angenommen, dass Montaigne gerade durch den Verweis auf sein schwaches Gedächtnis zentrale Probleme der Wissensorganisation adressierte.

Mit dieser Lesart bin ich nicht alleine. Insbesondere in Studien über Erinnerungskulturen wird Montaigne als ein Denker angeführt, der, wie Aleida Assmann schreibt, »die Beweglichkeit eines freien Geistes einem prall gefüllten Gedächtnis vorzog« und damit »zu einem frühen Anwalt des Vergessens« wurde.¹²⁴ Günter Butzer stellt sogar die Überlegung an, Montaigne könnte in der Literatur »der erste Mensch« gewesen sein, »der stolz auf sein schlechtes Gedächtnis« war.¹²⁵

Montaigne wurde bereits als Denker vorgestellt, der auf die Grenzen des modernen Wissens verwies, der um seine Unabhängigkeit kämpfte und der ein experimentelles Suchen einem schnellen Finden vorzog. Ausgehend von eben dieser

121 Montaigne (1998), S. 20. Der besagte Essay trägt den Titel *Über die Lügner*.

122 Auch Montaigne stellte fest: »Vor allem die Greise sind gefährlich, denn die Erinnerung an die verfloßnen Dinge ist ihnen geblieben, verloren aber ging ihnen die Erinnerung, wie oft sie diese schon erzählten« (ebd., S. 20).

123 Stilett (2008), S. 192.

124 Assmann, Aleida (2016): *Formen des Vergessens*. Göttingen: Wallstein, S. 15.

125 Butzer, Günter (2001): Dynamisierung des Raums. Transformationen der Mnemotechnik bei Montaigne, Sterne und Baudelaire. In Lange, Sigrid (Hg.): *Raumkonstruktionen in der Moderne. Kultur – Literatur – Film*. Bielefeld: Aisthesis, S. 23-48, hier S. 27. Vgl. weiterführend auch die Überlegungen in Weinrich, Harald (2005): *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*. München: C.H. Beck, insb. S. 62-65: Weinrich hebt ausgehend vom Montaignes Auseinandersetzung mit dem Gedächtnis dessen pädagogischen Anspruch hervor. Denn für Montaigne bedeute eine gute Bildung nicht etwa Auswendiglernen, sondern vielmehr sich einen kritisch-reflexiven Umgang mit Wissen anzueignen.

Lesart wird seine Gedächtnisschwäche als Argumentationsfigur interpretiert, die auf das Recht verweist, Dinge vergessen und sich dem Zwang einer effizienten Informationsverwaltung entziehen zu dürfen. Es wird gezeigt, dass sich Montaignes Widerstand vor allem darin äußerte, den zugeschriebenen ›Mangel‹ zu reflektieren und zu affirmieren. Denn die Figur der Gedächtnisschwäche impliziert verschiedene pathologische Zuschreibungen mit denen Montaigne sich kritisch auseinandersetzte.

Die dabei adressierten Fragen lassen sich auf die Gegenwart übertragen: In welchem Maße werden Menschen gesellschaftlich dazu gezwungen, Informationen, Wissen und Erinnerungen zu verwalten und wiederauffindbar zu machen? Wie ist es möglich, sich diesem Zwang zu entziehen? Und welche Konsequenzen ergeben sich aus einer Verweigerung? Bevor diese Fragen ausgehend von Montaignes *Essais* diskutiert werden, scheint ein Exkurs zu Gedächtnistechniken angebracht. Denn das Gedächtnis – mit seinen zentralen Operationen des Erinnerns und Vergessens – bildet eine wichtige Grundlage für das Suchen und Finden von Informationen.

Erinnerungskulturen können bis zur Urgeschichte der Menschheit zurückverfolgt werden.¹²⁶ Verschiedene Formen der Speicherung und Überlieferung von Wissen wurden in den letzten Jahrzehnten interdisziplinär rege untersucht und können hier nur angedeutet werden.¹²⁷ Denn die Vielfältigkeit menschlicher Gedächtnistechniken ist enorm: Wissen kann nicht nur in den neuronalen Netzen des Gehirns verarbeitet werden,¹²⁸ sondern wird ebenso oral vermittelt, schriftlich aufgezeichnet, auf technischen Trägern archiviert, in Bildern, auf Körpern oder in Bauwerken konserviert sowie in Mythen, Erzählungen, Spielen, Regeln und Ritualen lebendig gehalten.¹²⁹ Unter dem Eindruck der digitalen Speicherung stellt Friedrich

126 Für einen Überblick in die Frühgeschichte der Menschheit vgl. Parzinger, Hermann (2014): *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*. München: C.H. Beck. Zur Einführung in die Frühgeschichte der Medien vgl. Faulstich, Werner (1997): *Das Medium als Kult. Von den Anfängen bis zur Spätantike (8. Jahrhundert)*. Die Geschichte der Medien, Band 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

127 Vgl. weiterführend: Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck sowie Assmann (1999). Für einen Überblick über den Forschungsstand vgl. Pethes, Nicolas (2008): *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.

128 Für eine medizinische und psychologische Einführung zum Gedächtnis vgl. weiterführend Baddeley, Alan/Eysenck, Michael W./Anderson, Michael C. (2015): *Memory*. Second Edition. London/New York: Psychology Press.

129 Vgl. auch Assmann (1999): »Jedes Medium eröffnet einen je spezifischen Zugang zum kulturellen Gedächtnis« (ebd., S. 20). Zur Bedeutung von Erzählungen für die Speicherung von Wissen vgl. weiterführend Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 9-19.

Kittler die Frage, »welche gegebene Kultur auf welchen technischen Speichermedien beruht hat«, und betont, dass eine Beschäftigung mit dem Gedächtnis immer auch die Materialität von Medien verhandelt.¹³⁰ In Bezug auf digitale Technologien drückt sich diese Materialität in Form von binären Schaltkreisen aus, über die Daten, Adressen und Befehle programmiert und aufgerufen werden können.¹³¹

Die Frage, wie Wissen gespeichert und wiedergefunden bzw. erinnert wird, betrifft jedes einzelne Individuum, das sich mit Hilfe von Gedächtnistechniken selbst disziplinieren, dokumentieren und verwalten muss. Während es in der Gegenwart zunehmend digitale Assistenten sind, die dabei helfen, sich an Dinge zu erinnern, dominierten zu Montaignes Zeiten schriftliche Aufzeichnungen, menschliche Bedienstete sowie überlieferte Mnemotechniken.

Ein explizites Interesse, das menschliche Gedächtnis zu optimieren, lässt sich insbesondere seit der griechischen Antike beobachten. Damals wurde die Fertigkeit, sich komplexe Zusammenhänge zu merken, zum Handwerkszeug der Rhetorik und damit zu einem wesentlichen Bestandteil der Bildung erklärt.¹³² Die antiken Mnemotechniken verweisen auf einen viel zitierten und recht makabren Ursprungsmythos: Kurz nachdem der Dichter Simonides um 500 vor Christus eine Rede gehalten hatte, stürzte hinter ihm die Festhalle ein. Weil er der einzige Überlebende war, kam ihm daraufhin die undankbare Aufgabe zu, die Leichen zu identifizieren. Da die Körper völlig entstellt waren, gelang ihm dies nur, weil er sich zuvor die Sitzordnung gemerkt hatte.¹³³ Die auf diese Weise veranschaulichte ›Loci-Methode‹ sieht vor, dass Gedanken als Orte und Bilder vorgestellt werden. Die Denkenden sollen dabei einen Raum, ein Gebäude oder auch eine bekannte Landschaft imaginär beschreiten und einzelne Stellen mit Informationen versehen. Methoden wie diese waren nicht nur in der griechischen und römischen Antike verbreitet, sie erlebten eine Wiederentdeckung im europäischen Mittelalter, eine Konjunktur während der Renaissance und sie finden bis heute Anwendung.¹³⁴

130 Kittler (2002), S. 42.

131 Vgl. ebd., S. 43. Zur Unterscheidung von Speichern und Erinnern vgl. Assmann (2016), S. 212-220. Zur historischen Entwicklung des Speicherns und Merkens vgl. weiterführend zudem Rieger (1997).

132 Für einen Überblick vgl. Assmann (1999), S. 33-61.

133 Vgl. Goldmann, Stefan (1989): Statt Totenklang Gedächtnis. Zur Erfindung der Mnemotechnik durch Simonides von Keos. In: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*. 21. Band. Jahrgang 1989, S. 43-66, insb. S. 43-47. Vgl. auch Cicero (1989): Vom Redner. In: Ders.: *Werke in drei Bänden. Zweiter Band*. Berlin/Weimar: Aufbau, S. 178-181.

134 Zur Wiederbelebung von Gedächtnistechniken seit dem 12. Jahrhundert vgl. Assmann (1999), S. 114-129. Hugo von Sankt Viktor, der im nächsten Kapitel im Mittelpunkt steht, hatte an dieser Wiederentdeckung von Mnemotechniken bedeutenden Anteil. Zum Verhältnis von Architektur und Gedächtnis vgl. den Sammelband: Tausch, Harald (Hg.) (2003): *Gehäuse der Mnemosyne. Architektur als Schriftform der Erinnerung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Rhetorische Techniken wurden seit der Antike jedoch nicht nur verwendet, um frei vortragen zu können, sondern auch als Hilfsmittel eingesetzt, um Wissen zu organisieren.¹³⁵ Eine besondere Bedeutung gewann die Lehre der *Topik*, die von Aristoteles erfunden und von Cicero weiterentwickelt wurde. Sowohl das griechische Wort ›topoi‹ als auch das lateinische Synonym ›loci‹ bedeuten übersetzt ›Orte‹. Im Kontext von Gedächtnistheorien verweisen diese Begriffe nicht nur auf Speicherorte, sondern zugleich auf Regeln und Formeln, mit deren Hilfe Wissen arrangiert und hergeleitet werden kann.¹³⁶ Aristoteles beabsichtigte mit seiner *Topik*, »ein Verfahren zu finden, aufgrund dessen wir in der Lage sein werden, über jedes vorgelegte Problem aus anerkannten Meinungen zu deduzieren und, wenn wir selbst ein Argument vertreten, nichts Widersprüchliches zu sagen«.¹³⁷ Das Ergebnis war eine Zusammenstellung allgemeiner Lehrsätze, die in der Forschung lange Zeit eher mit »einem Zettelkasten« verglichen wurde, als mit »einer philosophischen Abhandlung«.¹³⁸

Roland Barthes beschreibt die antike *Topik* als Methode, um Argumente zu finden, als ein Raster leerer Formen und als Speicher von Wissens-elementen.¹³⁹ Er vergleicht sie mit einem kybernetischen Programm, das in der Lage sein sollte, jeden beliebigen Gegenstand argumentativ schlüssig in das System des Wissens zu integrieren.¹⁴⁰ So kann z.B. immer wieder neu geprüft werden, ob ein Gegenstand in diese oder jene Gattung passt, dieser oder jener Prämisse folgt, diesen oder jenen Anforderungen standhält und so weiter. Der »Argwohn der Philosophie gegenüber einer solchen Methode« ist für Barthes verständlich,¹⁴¹ nicht zuletzt, da die *Topik* von Beginn an dazu tendierte, zu einem »Speicher von Stereotypen, von eingebürgerten Themen« bzw. von ›Gemeinplätzen‹ oder auch ›loci communes‹ zu werden.¹⁴² Christine Falk schreibt, dass die *Topik* als »rhetorische Findelehre« über Jahrhunderte hinweg »die Stoff-Findung nicht nur der Redeproduktion, sondern

135 Vgl. Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. In: Ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 15-101, insb. S. 16-18.

136 Vgl. ebd., insb. S. 66-72. Vgl. zudem Bornscheuer, Lothar (1976): *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Vgl. auch die antiken Originale: Aristoteles (2004): *Topik*. Übersetzt und kommentiert von Tim Wagner und Christof Rapp. Stuttgart: Reclam; Cicero, M. Tullius (1993): *Topica. Die Kunst, richtig zu argumentieren*. Lateinisch und deutsch. Herausgegeben von Karl Bayer. München: Artemis & Winkler. Für einen Einblick in die interdisziplinären Debatten zur Rhetorik vgl.: Fohrmann, Jürgen (Hg.) (2004): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.

137 Aristoteles (2004), S. 45.

138 Wagner, Tim/Rapp, Christoph (2004): Vorwort. In: Aristoteles, S. 5-6, hier S. 5.

139 Vgl. Barthes (1988), S. 66-70.

140 Vgl. ebd., S. 68.

141 Ebd.

142 Ebd., S. 69.

auch der gelehrten Textproduktion« insgesamt anleitete.¹⁴³ In »der Zeit der Renaissance und des Barocks« soll sie »zum dominanten Modell von Wissenschaft« geworden sein und »noch bis ins 18. Jahrhundert hinein sowohl die Hervorbringungen als auch die Darstellung des Wissens« geregelt haben.¹⁴⁴

Montaigne verdeutlichte seine kritische Einstellung gegenüber der antiken Rhetorik, indem er erklärte, dass diese ein Instrument sei, »das erfunden wurde, den Pöbel und eine zerrüttete Bürgerschaft zu manipulieren und aufzuheizen«.¹⁴⁵ Und auch zu den damit verbundenen Mnemotechniken hatte er kein gutes Verhältnis, weswegen er z.B. darauf verzichtete, auswendig Reden zu halten: »Bei mir bewirkt schon die Tatsache, im voraus an meine Worte gebunden zu sein, daß sie mir entfalln.«¹⁴⁶

Aber nicht nur sein eigenes Gedächtnis, sondern auch externe Speichertechniken, wie schriftliche Notizen oder menschliche Bedienstete, lösten Unbehagen bei Montaigne aus und veranlassten ihn zur Reflexion über seine eigene Selbstbestimmung und Unabhängigkeit.¹⁴⁷ Seine Überlegungen sollen hier mit der gegenwärtigen Kritik an Web-Suchmaschinen verknüpft werden. Dazu ist es sinnvoll, vorab noch kurz auf die Diskussionen über ein »digitales Gedächtnis« im weltweiten Netz einzugehen.

Die Debatten um die Folgen der digitalen Speicherung werden gegenwärtig von zwei Extremen geprägt.¹⁴⁸ Einerseits wird befürchtet, dass die Menschheit von einer »Furie des Verschwindens« heimgesucht werde und der Gefahr des totalen Datenverlusts ausgeliefert sei.¹⁴⁹ Insbesondere aufgrund der kurzen Lebensdauer und der schwachen Kompatibilität der digitalen Technologien wird vor einem »katastrophalen Informationsverfall« gewarnt, der »stetig voranschreitet und das kulturelle Gedächtnis auszulöschen droht [...]: ein dunkles digitales Zeitalter«.¹⁵⁰

143 Falk, Christine (2019): *Topik als Verfahren kultureller Selbstvergewisserung. Zur Aktualisierung rhetorischer Stoff-Findung bei Fontane und Raabe*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 7-8.

144 Ebd., S. 24. In Bezug auf literarische Texte schreibt Falk: »Als untergeordnete *ars* im Sinne einer *techné* hat sie [die Topik] dafür zu sorgen, dass die Stoff-Findung nicht der Willkür zufälliger Eingebung und Assoziation überlassen bleibt, sondern möglichst systematisch auf vorfindliche, gesellschaftlich verbürgte *facta* rekurriert, die als besonders wirkungsvoll gelten und aus dem allgemein anerkannten Wissensbestand, dem *sensus communis*, herzuleiten sind« (ebd., S. 8).

145 Montaigne (1998), S. 154.

146 Ebd., S. 484.

147 Vgl. exemplarisch ebd., S. 323-324.

148 Für eine Einführung in die Diskussionen vgl. Garde-Hansen, Joanne/Hoskins, Andrew/Reading, Anna (Hg.) (2009): *Save As ... Digital Memories*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

149 Vgl. den bereits zuvor analysierten Text von Jochum (2009), S. 461.

150 Plass, Christine (2005): Das große Vergessen. Datenschwind im digitalen Zeitalter. In: Lehmann/Schetsche, S. 41-46, hier S. 41. Abhilfe vor dem Datenverlust schafft u.a. das Kompetenznetzwerk *nestor*: <https://www.langzeitarchivierung.de> vom 12.06.2021. Vgl. auch: Neuroth,

Andererseits hält sich aber auch der Mythos, das Internet würde *nie* vergessen, da unzählige Datenkopien auf diversen Servern dieser Welt verteilt sind und es immer schwieriger wird, die einmal verbreiteten Informationen zu entsorgen.¹⁵¹

Zwischen diesen beiden Extremen befindet sich das suchende und findende Individuum, dessen informationelle Selbstbestimmung und Privatsphäre gefährdet sind.¹⁵² Da die ständige Vernetzung und der Informationsüberfluss längst als konstitutive Bestandteile des modernen Subjekts gelten, scheint dieses mehr denn je auf externe Speichertechniken angewiesen zu sein.¹⁵³ Neben der Sorge vor einem plötzlichen Datenverlust wächst dabei vor allem die Angst, die Hoheit über die eigenen Daten und damit einen wichtigen Teil der persönlichen Würde und Freiheit einzubüßen.¹⁵⁴

Weil jede Person im Internet eine Spur digitaler Daten hinterlässt, sind längst datenschutzrechtliche Maßnahmen nötig geworden, um eine verlorengegangene Privatsphäre künstlich wiederherzustellen.¹⁵⁵ Unter eben diesen Bedingungen, zielt das – u.a. von Viktor Mayer-Schönberger ins Gespräch gebrachte – »Recht auf Vergessenwerden« darauf ab, personenbezogene Informationen kurzfristig wieder aus dem weltweiten Netz entfernen zu können.¹⁵⁶ Ausgehend von individuellen Fällen argumentiert Mayer-Schönberger, dass Informationen, die dauerhaft im Internet verfügbar sind, leicht genutzt werden können, um Privatpersonen zu schädigen.¹⁵⁷ Dabei vertritt er die gewagte These, dass das Erinnern die neue Norm, das Vergessen hingegen die Ausnahme geworden sei.¹⁵⁸ Die hier entschei-

Heike/Oßwald, Achim/Scheffel, Regine/Strathmann, Stefan/Huth, Karsten (Hg.) (2016): *nes-tor Handbuch: Eine kleine Enzyklopädie der digitalen Langzeitarchivierung*. Version 2.3. Boizenburg: Werner Hülsbusch.

151 Vgl. Assmann (2016), S. 198-203.

152 Vgl. exemplarisch Hotter (2011).

153 Vgl. weiterführend Shah, Nishant (2015): Identity and Identification: The Individual in the Time of Networked Governance. In: *Socio Legal Review*, Vol. 11 (2), S. 22-40. Das Individuum in digitalen Netzwerkgesellschaften beschreibt Shah als »Data Subject« und als »Quantified Self«.

154 James Q. Whitman prägt die Unterscheidung von zwei westlichen Kulturen von Privatheit: In der nordamerikanischen Perspektive dominiere die Idee der Freiheit, in Europa die der Würde in Bezug auf das Private. Vgl. Whitman, James Q. (2004): The Two Western Cultures of Privacy: Dignity versus Liberty. In: *The Yale Law Journal*, Vol. 113, S. 1151-1221, insb. S. 1160ff.

155 Vgl. Hotter (2011), S. 146.

156 Vgl. Mayer-Schönberger (2011), insb. S. 196-200 sowie S. 201-210. Mayer-Schönberger schlägt vor, online verfügbare Informationen mit einem automatischen Verfallsdatum zu versehen. Vgl. auch Assmann (2016), S. 197ff.

157 Vgl. Mayer-Schönberger (2011), exemplarisch S. 1-15.

158 Vgl. ebd., S. 196. Vgl. auch die Interpretation von Assmann (2016), S. 205: »In Zeiten von Big Data [...] ist zunehmend deutlich geworden, dass der ungeheure Zuwachs an Wissen Ungewissheit nicht mindert, sondern vermehrt. Deshalb macht man sich heute vermehrt und gezielt Gedanken über Strategien gegen die Überlast von Informationen.«

dendere Pointe des Problems verweist jedoch darauf, dass personenbezogene Informationen besonders leicht über Web-Suchmaschinen gefunden werden können.¹⁵⁹

Um die informationelle Selbstbestimmung zu wahren, gewährt die *Datenschutz-Grundverordnung* der Europäischen Union seit 2016 ein Recht auf Löschung von personenbezogenen Online-Daten.¹⁶⁰ Von diesem Recht wird mittels Anträgen an die führenden Web-Suchmaschinen-Betreiber Gebrauch gemacht. Diese können die betreffenden Daten zwar nicht endgültig löschen, aber immerhin aus dem Index der Suchmaschine entfernen und folglich dafür sorgen, dass sie nicht mehr so leicht auffindbar sind.¹⁶¹ Web-Suchmaschinen sind, dies wird an diesem Beispiel deutlich, unabdingbar geworden, damit ein »digitales Gedächtnis« im weltweiten Netz überhaupt funktioniert. Die hierbei adressierten Probleme zwischen dem Speichern, Löschen, Suchen, Finden, Erinnern und Vergessen von Wissen waren im Kern auch schon Montaigne bewusst.

In den *Essais* wird ein Michel de Montaigne in Szene gesetzt, dessen Gedächtnis seinen Besitzer derart im Stich ließ, dass dieser »mehrfach Bücher als [...] neu und unbekannt in die Hand nahm«, die er jedoch bereits »sorgfältig gelesen und sogar mit eignen Anmerkungen vollgekritzelt hatte«.¹⁶² Um »dieser Schwäche« entgegenzutreten, fertigte er Exzerpte an, die er an den Schluss eines gelesenen Buches fügte und die »das Datum«, an dem er »die Lektüre beendete«, sowie sein »zusammenfassendes Urteil darüber« umfassten, sodass er sich zumindest den »allgemeinen Eindruck jederzeit in Erinnerung« rufen konnte.¹⁶³ Doch das Aufzeichnen seiner Gedanken gelang nicht immer, denn auch diese schienen sich gegen ihn zu richten. So kamen die fruchtbarsten Gedankenspiele zu Unzeiten, nur um sich sofort wieder zu verflüchtigen, weil Montaigne, »sei es zu Pferde, bei Tisch oder im Bett, nichts zur Hand« hatte, um »sie festzuhalten«.¹⁶⁴ »Mit jenen Gedankenspielen« erging es ihm wie mit seinen Träumen: Er versuchte sie »im Gedächtnis zu behalten«, doch am Morgen entschwanden sie ihm »in ein um so tieferes Grab des Vergessens«, je stärker er sie festzuhalten versuchte.¹⁶⁵ Und so blieb ihm, »nichts als ein flüchtiges Schattenbild in der Erinnerung«, das gerade noch deutlich genug

159 Ähnlich argumentiert Noble, die verschiedene Fälle nennt, in denen Menschen aufgrund von online verfügbaren Informationen diskriminiert wurden, vgl. Noble (2018), S. 121-133.

160 Vgl. weiterführend Weismantel (2017) sowie Gstrein (2016).

161 Vgl. auch Assmann (2016), S. 197-198.

162 Montaigne (1998), S. 209.

163 Ebd.

164 Ebd., S. 438.

165 Ebd.

war, um ihn »zur quälenden und aufreibenden Suche nach dem Entschwundenen anzutreiben. Vergebens«. ¹⁶⁶

Montaignes Gedächtnisschwäche verweist indirekt auf den Anspruch, Wissen auf spezifische Weise zu archivieren und auffindbar zu machen. Montaignes Ich kämpfte mit diesem Anspruch und drohte den Kampf zu verlieren. Die Suche nach dem Wissen wurde als quälend und aufreibend empfunden. Montaigne war längst nicht mehr »Herr im eigenen Haus«, sondern unterlag seinen eigenen kognitiven »Fehlleistungen«. Um die Gedächtnisschwäche als eine widerständige Praktik zu lesen, möchte ich an dieser Stelle die Überlegungen Montaignes mit den Theorien Sigmund Freuds verbinden. ¹⁶⁷ Hierbei wird es jedoch nicht darum gehen, Montaigne psychoanalytisch zu lesen. Es wird vielmehr auf eine vergleichbare Problemkonstellation verwiesen.

In der *Psychopathologie des Alltagslebens* beschäftigte sich Freud ausführlich mit »Fehlleistungen« wie Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum. Die »häufigste unserer Fehlleistungen« sei ihm zufolge das »zeitweilige Namenvergessen«. ¹⁶⁸ All diese vermeintlichen »Fehler« führte Freud auf »psychisches Material« zurück, das »vom Bewußtsein abgedrängt, doch nicht jeder Fähigkeit sich zu äußern, beraubt worden ist«. ¹⁶⁹ So würden Aussetzer wie z.B. Versprecher oder Irrtümer auf Erlebnisse, Ängste, Sorgen, Traumata und Wünsche verweisen, die zumeist zwar brisant und wichtig sind, aus spezifischen Gründen jedoch marginalisiert und unterdrückt werden. Für die folgende Analyse ist die Beobachtung aufschlussreich, dass in Freuds Theorien, ähnlich wie bei Montaigne, der Versuch unternommen wurde, vermeintliche Dysfunktionen der Wissensorganisation umzu-

166 Ebd.

167 Vgl. insb. Freud (1929).

168 Freud (1929), S. 49. Passend hierzu findet sich in den *Essais* eine Stelle, in der es heißt, dass Montaigne seine Bediensteten »mit dem Namen ihrer Tätigkeit oder ihrer Heimat rufen« musste, weil es ihm äußerst schwerfiel, »ihre Eigennamen zu behalten« (Montaigne (1998), S. 323). Eine affirmative Beschäftigung mit der Gedächtnisschwäche findet sich überdies in verschiedenen Kontexten wieder. So z.B. in einem autobiografischen Interview mit Claude Lévi-Strauss, in dem dieser bekennet: »Ich habe ein verheerendes, ein selbstzerstörerisches Gedächtnis. Ich verdränge die Elemente meines Privat- und Berufslebens je nach den Umständen.« Und später: »Es zählt einzig die Arbeit des Augenblicks. [...] ich rette mich [...], indem ich Zettelsammlungen anlege: von allem etwas, beiläufig aufgetauchte Ideen, Lektürezusammenfassungen, Rekurse auf Werke, Zitate...« in: Lévi-Strauss, Claude/Eribon, Didier (1989): *Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 7-8. Für diesen Hinweis und eine positive Bestärkung, sich hier der Gedächtnisschwäche zu widmen, danke ich Friedrich Balke.

169 Ebd., S. 312 (Hervorhebung im Original). Es handelt sich hierbei bereits um den letzten Satz des Buches. In dessen Verlauf versuchte Freud offenzulegen, welche Ursachen sich hinter den Fehlleistungen verbergen könnten und wie die Verdrängungs- und Verknüpfungsmechanismen funktionieren.

deuten.¹⁷⁰ Die zuvor als fehlerhaft denunzierte Suchmaschine – hier das menschliche Gedächtnis – erscheint aus dieser Perspektive komplexer und heterogener als gemeinhin angenommen. Die ›Fehler‹ offenbaren sich als widerständige Reaktionen. Es handelt sich um Signale eines abgedrängten Wissens, das noch »nicht jeder Fähigkeit sich zu äußern, beraubt worden ist«. Ebenso kann auch Montaignes Gedächtnisschwäche interpretiert werden.

So wie jene Fehlleistungen, von denen Freud in seinen zahlreichen Fallbeispielen berichtete, sorgte auch Montaignes Gedächtnisschwäche zunächst einmal für unangenehme Situationen, in denen die Handlungsfähigkeit und die Selbstbestimmung des Subjekts in Zweifel gezogen wurden. So war das Montaigne-Ich im »Vergessen« einfach »derart unschlagbar«, dass ihm seine »eigenen Schriften und Abhandlungen« ebenso entfielen, »wie alles sonst«.¹⁷¹ Auch im Alltag machte sich seine Vergesslichkeit bemerkbar: So wiederfuhr es ihm mehrfach, dass er nicht mehr wusste, wo er seinen »Geldbeutel versteckt hatte«, denn er sorgte stets dafür, »nie mehr zu finden«, was er besonders gut wegschloss.¹⁷² Seine Aussetzer bereiteten ihm zunehmend Sorgen, denn er wusste, dass das Gedächtnis nicht nur »Gefäß und Behälter des Wissens«, sondern auch der Ort der menschlichen Persönlichkeit ist.¹⁷³ Er befürchtete, dass »sein Ausfall, wenn vollständig, Seele und Geist all ihrer Funktionen berauben würde«:

*Es steht fest, daß nicht nur die Philosophie allein im Gedächtnis ihren Sitz hat, sondern auch jede Lebenspraxis und jede Kunst. Meines ist durchlöchert wie ein Sieb: Nichts war jemals drin, was drinnen blieb.*¹⁷⁴

Montaigne kann zwar, wie Aleida Assmann schreibt, als früher »Anwalt des Vergessen« gelesen werden,¹⁷⁵ jedoch darf dabei nicht übersehen werden, dass er ebenso verdeutlichte, dass das Erinnern überlebenswichtig ist. Das in Szene gesetzte Ich war auf sein Gedächtnis angewiesen. Und weil dieses ständig versagte, benötigte es externe Techniken, die Informationen speichern, ordnen und wiederauffindbar machen. Montaigne war abhängig von modernen Suchmaschinen.

Der Vergleich mit Debatten, die gegenwärtig um Web-Suchmaschinen geführt werden, erscheint naheliegend. Denn auch dort wird die Abhängigkeit häufig zum Ausgangspunkt der Kritik. Theo Röhle betont, dass sich ohne »die komfortable Volltextsuche [...] der Zugang zu Informationen« im Internet kaum noch gestalten lie-

170 Vgl. an dieser Stelle weiterführend die Analyse von Derrida zum Übel des Archivs und der Freud'schen Psychoanalyse: Derrida, Jacques (1997): *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*. Berlin: Brinkmann & Bose.

171 Montaigne (1998), S. 324.

172 Ebd.

173 Ebd.

174 Ebd. (Hervorhebung im Original.)

175 Assmann (2016), S. 15.

ße.¹⁷⁶ David Gugerli mutmaßt, dass Google längst »die Routinen des Alltags«¹⁷⁷ bestimmt, und Birgit Stark schreibt, dass sich der Umgang mit Wissen durch diese Abhängigkeit »dramatisch verändert« habe und »»Googeln« zur globalen Kulturtechnik avanciert« sei, die bestimmen könne, »welche Informationen im Netz gefunden werden und welche nicht«.¹⁷⁸

Zudem sind digitale Suchmaschinen zunehmend dafür verantwortlich, das Leben der Suchenden zu verwalten. Chroniken verweisen auf vergangene Suchanfragen, konsumierte Angebote und erfolgte Konversationen. Es werden digitale Kalender erstellt, Haushaltsgeräte programmiert, Einkäufe getätigt. Die Gefahren der Überwachung, der Kontrolle und der Manipulation sind dabei allgegenwärtig, werden jedoch zumeist stillschweigend in Kauf genommen. Die Notwendigkeit dieser Hilfen ist einfach zu groß geworden, als dass sich die Nutzenden beständig Sorgen um ihre Nebenwirkungen machen könnten.

Ähnlich erging es im 16. Jahrhundert auch schon Montaigne. Auch er war sich dessen bewusst, dass er für das Verwalten von Wissen auf fremde Hilfe und auf zuverlässige Suchmaschinen angewiesen war. Denn er musste häufig schon bei »der Überquerung des Hofes [...] einen andern bitten«, etwas für ihn »im Kopf zu behalten«.¹⁷⁹ Diese Abhängigkeit von Bediensteten wird besonders markant, wenn Montaigne von der Haushaltsführung seines Vaters berichtet:

Einem Verwalter oblag es, über die laufenden Geschäfte wie kleinere Rechnungen, Zahlungen und Einkäufe Buch zu führen, [...] während derjenige seiner Leute, der ihm als Sekretär diente, den Auftrag hatte, in ein Journal alle erwähnenswerten Ereignisse und Tag für Tag die für die Familiengeschichte wichtigen Dinge einzutragen, was später, wenn die Zeit die Erinnerung daran auszulöschen beginnt, äußerst unterhaltsam zu lesen sein dürfte – und überdies oft sehr zweckmäßig, um uns aus der Verlegenheit zu helfen [...].¹⁸⁰

Um die Chronik des Hauses Montaigne herzustellen, brauchte es ein System mit verteilter Handlungsmacht, in dem Wissen gesammelt, aufgeschrieben und archiviert wurde. Der Vater von Montaigne delegierte diese Aufgabe an seine Bediensteten, die das Wissen aufzeichneten und auffindbar machten.

176 Röhle (2010), S. 11.

177 Gugerli (2009), S. 9.

178 Stark (2014), S. 1.

179 Montaigne (1998), S. 323.

180 Ebd., S. 119. Mit Hilfe dieses externen Gedächtnisses sollten folgende Fragen beantwortet werden können: »Wann wurde dies oder jenes begonnen? Wann beendet? Welche Herrschaften haben uns mit ihrem Gefolge besucht? Wie lange sind sie geblieben? Unsere Reisen und Abwesenheiten, unsre Hochzeiten und Todesfälle, Eingang guter oder schlechter Nachrichten, Wechsel der wichtigsten Bedienten und dergleichen Dinge mehr« (ebd.).

Markus Krajewski stellt fest, dass Diener_innen als menschliche Suchmaschinen eine immense, oft unterschätzte Bedeutung zukäme, in der sie »Informationen sammeln und beobachten, [...] systematisieren und aufbereiten sowie schließlich streuen oder gezielt verteilen« können.¹⁸¹ Ebenso wie digitale Suchmaschinen befinden sich auch Diener_innen in einer ambivalenten Mittlerposition und sind auf ihre »geräuschlose, wie diskrete Art« stets in die Lage versetzt, die »Gespräche und Situationen von anderen unbemerkt zu beobachten, zu analysieren und gegebenenfalls weiter zu verwerten«.¹⁸²

Die Gefahr der Überwachung ist autonom arbeitenden Suchmaschinen immer zu eigen. Heute sind es häufig jedoch keine menschlichen Diener_innen, sondern technische Assistent_innen, wie z.B. »Siri« oder »Alexa«, die Daten sammeln und Informationen verknüpfen.¹⁸³ Wer solche Dienste nutzt, muss befürchten, dass Daten weitergegeben und ausgewertet werden.¹⁸⁴ Wer diese Gefahr vermeiden möchte, ist gut beraten, auf die Nutzung zu verzichten. So wie einst Montaigne, der erklärte, dass er die Haushaltsführung seines Vaters »mitnichten nachzuahmen« und fortzuführen vermochte.¹⁸⁵

Die Verweigerung derartiger Hilfen kann jedoch Folgen haben, die weit über die eigenen Interessen hinausreichen. Wenn Montaigne in einem Aufsatz, der über die Lügner handelt, erstmals sein schwaches Gedächtnis thematisiert, liefert er als Assoziation das folgende Sprichwort: »Aus gutem Grund heißt es, wer seinem Gedächtnis nicht völlig trauen könne, solle sich vorm Lügen hüten.«¹⁸⁶ Obwohl Montaigne klarstellte, dass ihm diese Eigenschaft völlig fremd sei und dass es einen Unterschied gäbe, zwischen jenen, die »vorsätzlich täuschen«, und jenen, die ohne Absicht »Lügen sagen«,¹⁸⁷ kam er nicht umhin, sich neben dem Laster der Lüge, auch mit der ethischen Dimension eines schwachen Gedächtnisses zu befassen. Denn dieses kann nicht nur einen Lügner entlarven, sondern ebenso wie die Lüge als ein gesellschaftlicher Makel wahrgenommen werden.

So bedauerte Montaigne, bzw. sein in Szene gesetztes Ich, dass im französischen Sprachgebrauch Gedächtnisprobleme als Mangel des Verstandes bezeichnet werden. Zu seinen »natürlichen Mißlichkeiten« kam hinzu, dass wenn die Leute

181 Krajewski (2012), S. 156. Vgl. weiterführend auch Krajewski (2010).

182 Krajewski (2012), S. 161.

183 Wie diese digitalen Assistenten derzeit beworben werden, wird untersucht in: Hennig, Martin/Hauptmann, Kilian (2019): Alexa, optimier mich! KI-Fiktionen digitaler Assistenzsysteme in der Werbung. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 2/2019, Heft 21, S. 86-94.

184 Zur Frage, inwiefern in diesen Kontexten der Mensch die Technik oder die Technik den Menschen »beherrscht«, vgl. weiterführend Krajewski (2010), S. 555-567.

185 Montaigne (1998), S. 119. Gründe dafür nennt Montaigne an dieser Stelle allerdings nicht, stattdessen vermerkt er: »Was bin ich doch für ein Trottel, es versäumt zu haben« (ebd.).

186 Ebd., S. 23. Für den gesamten Essay vgl. ebd., S. 20-24.

187 Ebd.

sagen wollten, »einer habe keinen Verstand«, zu sagen pflegten, »er habe kein Gedächtnis« – »und wenn ich mich über die Schwäche des meinen beklage, schüttelt man vorwurfsvoll und ungläubig den Kopf: als ob ich mich damit für verrückt erklärte. Zwischen Gedächtnis und Intelligenz sehen sie keinen Unterschied. Ich bin also ziemlich der Dumme.«¹⁸⁸ Die soziale Stigmatisierung reichte sogar noch weiter, denn das Vergessen fremder Anliegen galt als »Gefühlskälte« – und so wurde »aus einem natürlichen Mangel« ein »Makel der Gesinnung«.¹⁸⁹ Die Gedächtnisschwäche bekam eine moralische Dimension: Sie wurde zur Charakterschwäche. Und zwar mit fatalen Folgen für den sozialen Umgang: »Er hat diese Bitte vergessen«, sagt man etwa »und jenes Versprechen«.¹⁹⁰ Obwohl Montaigne es nicht gerecht fand, blieb das Stigma bestehen: »Möge man meine Misere doch auf sich beruhen lassen, ohne daraus eine Art Böswilligkeit zu machen – eine Böswilligkeit zudem, die meinem Naturell völlig fremd ist!«¹⁹¹

Montaigne drohte mit seiner Gedächtnisschwäche in verschiedenen Funktionen zu »scheitern« – als Autor, Freund, Familienoberhaupt, als Bürgermeister von Bordeaux. Er beschrieb sich als Bürger, Hausherr und Politiker in verantwortungsvollen Positionen, von dem schlicht erwartet wurde, dass er über spezifische Mittel verfügte, Informationen zu verwalten. Eben deshalb war seine Gedächtnisschwäche so brisant und er musste befürchten, sich damit in negativer Hinsicht »Ruf und Ruhm zu erwerben«.¹⁹²

Dieser ethische Vorwurf insistiert, so meine These, in Montaignes Reflexionen über die Wissensorganisation. Montaigne ließ durchblicken, dass er sich besser disziplinieren, dass er sich Gedächtnistechniken aneignen, dass er sich Hilfen anvertrauen müsste. Seine Pointe war jedoch nicht, dass er diesen Ansprüchen nicht gerecht werden *konnte*, seine Pointe war, dass er ihnen auch nicht gerecht werden *wollte*. Montaigne wehrte sich gegen Techniken der Wissensorganisation. Er widersetzte sich den auferlegten Zwängen und wurde auf diese Weise zu einem Gegner von modernen Suchmaschinen.

Bereits in seinem frühen Essay *Über die Lügner* kam Montaigne nicht zuletzt auf die denkbaren Vorzüge eines schwachen Gedächtnisses zu sprechen. Zuweilen würde es ihm »zum Trost« gereichen, dass er »erlittene Kränkungen« eher vergessen kann oder dass ihm entfallene »Orte und Bücher [...] stets mit der Frische des völlig Neuen« anlachen.¹⁹³ Und er holte sogar noch weiter aus, indem er erklärte,

188 Ebd., S. 20.

189 Ebd.

190 Ebd.

191 Ebd. Montaignes Erfahrung zeigte angeblich, dass »ein ausgezeichnetes Gedächtnis oft mit schwachem Urteilsvermögen« einhergeht und er sich auf nichts so gut verstand, »wie ein guter Freund zu sein« (ebd.).

192 Ebd.

193 Ebd., S. 23.

dass sein fehlendes Gedächtnis ihn davon abhalten würde, einem viel schlimmeren Übel zu verfallen: dem »Ehrgeiz nämlich; denn ein schlechtes Erinnerungsvermögen ist für jeden eine unerträgliche Behinderung, der sich die Geschäfte der Welt auf den Hals lädt«. ¹⁹⁴ Montaigne erklärte hier indirekt, dass eine effiziente Informationsverwaltung nötig ist, um größere Projekte zu realisieren, und markierte zugleich, dass er eben deswegen für solche Geschäfte ungeeignet sei. Diesen Umstand bewertete er positiv, bekräftigte er doch seine Entscheidung, sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen.

Montaignes schlechtes Gedächtnis fügte sich, so die zentrale Feststellung, in die kritische Grundhaltung der *Essais*. Dies verdeutlicht das folgende Zitat auf besondere Weise:

Gewiß würde auch ich leicht der Versuchung erliegen, Geist und Urteilskraft träge in den Spuren Dritter dahintrotten zu lassen (wie es ja, ohne die eignen Kräfte in Schwung zu bringen, alle Welt tut), wenn die fremden Ideen und Meinungen mir dank eines guten Erinnerungsvermögens stets gegenwärtig wären. ¹⁹⁵

Hier wird, in einer fast schon ironischen Wendung, das fehlende Gedächtnis zum Motor eines individuellen Denkprozesses erklärt. Gerade weil Montaigne sich nichts merken konnte (oder wollte) war er gezwungen, sich seine eigenen Gedanken zu machen.

Mit meiner Argumentation möchte ich verdeutlichen, dass Montaigne nicht einfach mit seiner Gedächtnisschwäche kokettierte, sondern sie als »Fehlleistung« in Szene setzte, um einen kritischen Umgang mit der Wissensorganisation seiner Zeit zu erproben. Montaigne kämpfte um seine Unabhängigkeit und um seine informationelle Selbstbestimmung – jedoch stets mit dem Bewusstsein, dass dieser Kampf die Anerkennung der eigenen Abhängigkeit voraussetzte. Er war nicht nur einer der ersten Intellektuellen, »der stolz auf sein schlechtes Gedächtnis« war. ¹⁹⁶ Er affirmierte und reflektierte vielmehr die komplexen Ambivalenzen des Suchens und Findens von Informationen und nötigt damit auch heute noch zum Denken.

Montaignes Gedächtnisschwäche ist daher gewiss *kein* randständiges Thema der *Essais*. Denn er verhandelte darüber grundlegende Probleme, die er zum Kern seines essayistischen Schreibens erklärte. Das ausgestellte Verlangen, sich ins Private zurückzuziehen, der geäußerte Wunsch, frei und unabhängig zu denken, waren schlicht nicht vereinbar mit den Bedingungen der Wissensorganisation. Denn das moderne Suchen und Finden von Informationen ist eben *keine* Privatsache. Montaigne musste nicht mit der Web-Suche konfrontiert werden, um diesen Zusammenhang zu begreifen. Die Idee des Privaten steht im Konflikt zur modernen

194 Ebd., S. 20.

195 Ebd.

196 Butzer (2001), S. 27.

Wissensorganisation: Die Abhängigkeit von Suchhilfen macht es dem einzelnen Subjekt nahezu unmöglich, sich zu »entnetzen«, sich völlig zu entziehen.¹⁹⁷

Das Eigene und das Fremde sind infolgedessen zumeist untrennbar miteinander verwoben. Sie vermengen sich vor allem in den Operationen des Erinnerns und des Vergessens. Denn im Hinblick auf die Art und Weise, wie Informationen gespeichert, verarbeitet und wiedergefunden werden, ist in der Regel völlig ununterscheidbar, welches Wissen wem gehört. Und wenn unklar ist, was die eigenen Gedanken sind, dann wird auch das Konzept des Privaten brüchig – mit schwerwiegenden Folgen für die Urteilskraft und die Selbstbestimmung des Individuums.

Nicht der Schlossturm – mit den vielen fremden Büchern – und auch nicht der eigene Kopf – mit den vielen fremden Gedanken – waren sichere Zufluchtsorte des Montaigne-Ichs. Denn alles wurde von den Operationen der Wissensorganisation kontaminiert. Das »Unheil« war bereits angerichtet, sobald Montaigne in Büchern herumblätterte. Denn was davon haften blieb, erkannte er nicht mehr als »fremdes Gut«, sondern einfach als »Gedanken und Vorstellungen«, die sein »Geist eingesogen und so für sich genutzt hat«.¹⁹⁸ Den »Verfasser, den Ort, den Wortlaut und andre Einzelheiten« hingegen vergaß er oft sofort.¹⁹⁹ Seine Situation kannte keinen Ausweg. Sein Ich war immer schon ein fremdbestimmtes Ich, das in einem Informationsnetzwerk kontrolliert, manipuliert und gefunden werden konnte.

Das private Ziel, das Montaigne in seinem Vorwort so emphatisch betonte, wurde daher zwangsläufig verfehlt, der sichere Rückzugort für das eigene Denken musste ein unerreichbares Ideal bleiben.²⁰⁰ Und dennoch sollten die *Essais* nicht etwa als eine Erzählung vom »Scheitern« begriffen werden. Sie befördern vielmehr eine Reflexion über die eigenen Abhängigkeiten, sie erproben einen Umgang mit der Fremdbestimmung und sie deuten Fehlleistungen als widerständige Praktiken. Sie bekräftigen auf diese Weise, dass es sich lohnt, für ein offeneres, unabhängigeres Denken zu kämpfen, um nicht dermaßen von externen Gedächtnissen und den Techniken des Findens regiert zu werden.

6.5 Texte durchsuchen

In diesem Kapitel wurde untersucht, inwiefern sich Michel de Montaigne in seinen *Essais* einer etablierten Wissensorganisation entzog und verweigerte und wie er auf diese Weise zu einem frühen Kritiker moderner Suchmaschinen wurde. Zum

197 Vgl. weiterführend die Überlegungen in Stäheli, Urs (2013): Entnetzt Euch! Praktiken und Ästhetiken der Anschlusslosigkeit. In: *Mittelweg* 36, 4/2013, S. 3-28.

198 Montaigne (1998), S. 324.

199 Ebd.

200 Für das Vorwort »An den Leser« vgl. ebd., S. 5.

Abschluss werden nun die *Essais* noch als gedruckter Text untersucht. Montaigne selbst hinterließ seiner Leser_innenschaft die Anweisung, sie solle nicht so sehr auf den Stoff achten, »sondern auf die Form, in der ich ihn wiedergebe«.²⁰¹ Und diese Form umfasst nicht zuletzt das gedruckte Buch selbst, das als ›frühneuzeitliche Suchmaschine‹ hier von besonderem Interesse ist.

Diese Perspektive wirft die Frage auf, wie die *Essais* gelesen werden sollten und inwiefern diese Lesart durch die textliche Anordnung vorgegeben wurde. »Kaum systematisch, nicht linear von A bis Z«, so beantwortet Hans Peter Balmer diese Frage.²⁰² Aber wie sonst? Definitiv unsystematisch und sprunghaft? Um eine halbwegs belastbare Antwort zu finden, lohnt sich ein Blick in die Originalausgabe aus dem Jahr 1588, die erstmals alle drei Bücher umfasste. Montaigne selbst las sie noch Korrektur und versah sie, bereits im Hinblick auf eine Neuauflage, noch bis zu seinem Tod handschriftlich mit Anmerkungen und Verbesserungen.²⁰³ Welchen Zugang ermöglichte dieses gedruckte Buch den Lesenden? Wie wurde der Text durchsuchbar gemacht? Und inwiefern schlug sich die Kritik, die Montaigne an der Wissensorganisation übte, in dieser Gestaltung nieder?

In Anlehnung an Thomas Corns wurde argumentiert, dass das gedruckte Buch als ›frühneuzeitliche Suchmaschine‹ begriffen werden kann.²⁰⁴ Ein Blick in die erste französischsprachige Ausgabe der *Essais* aus dem Jahr 1588 bestätigt diese These.²⁰⁵ Es handelt sich um ein verblüffend modern wirkendes Buch: Eine rund tausend Seiten starke Ausgabe, beginnend mit einem aufwendig gestalteten Titelblatt, gefolgt von einem einseitigen Vorwort, einem vierseitigen Inhaltsverzeichnis und schließlich den einhundertseven durchnummerierten Essays von Montaigne.

Das Buch folgt mehreren Einteilungen, die über den Inhalt nachvollziehbar sind. Es besteht aus drei Teilen, die der Reihe nach siebenundfünfzig, siebenunddreißig und dreizehn Kapitel umfassen. Zudem verfügt jede Doppelseite über eine gemeinsame Seitenzahl, die sich, gedruckt in arabischer Form, jeweils oben rechtsbündig auf der jeweiligen rechten Seite befindet. Auf dem oberen Rand der Doppelseite wird zudem links immer wieder auf den Titel des gesamten Werkes

201 Ebd., S. 201.

202 Balmer (2016), S. 11.

203 Montaigne, Michel de (1588): *Essais de Michel seigneur de Montaigne*. Cinquiesme edition, augmentée d'un troisieme livre et de six cens additions aux deux premiers. Paris: Chez Abel L'Angelier, au premier pillier de la grand Salle du Palais. Avec privilege du Roy. Das von Montaigne handschriftlich korrigierte Exemplar, das sog. *Exemplaire de Bordeaux*, findet sich als Scan online unter: <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k11718168/f2.item.r> vom 12.06.2021. Es bildet die Grundlage für die heutigen *Essais*. Die posthum erschienene Neuauflage von 1595 gilt als überholt, da sie in vielerlei Hinsicht von Montaignes eigenen Verbesserungen abwich (vgl. hierzu auch Balmer (2016), S. 12-13).

204 Vgl. Corns (2000), S. 95f.

205 Vgl. im Folgenden Montaigne (1588).

und rechts auf den jeweils aufgeschlagenen Teil verwiesen. Jeder einzelne Essay beginnt mit dem kursiv gedruckten Titel, der Kapitelnummer sowie einer aufwendig gestalteten Initiale.²⁰⁶ Das Inhaltsverzeichnis ist so angelegt, dass sich untereinander auf der linken Seite die Zahlen der Kapitel, daneben die jeweiligen Titel in kursiver Schriftart und rechts davon schließlich die betreffenden Seitenzahlen befinden. Kurzum: Es handelt sich bei dem Buch um eine leicht zu bedienende Suchmaschine, die es der Rezipierenden erlaubt, schnell an den Beginn der drei Teile sowie an den Beginn eines jeden einzelnen Essays zu springen.²⁰⁷

Ausgehend von den Einteilungen des Buches wird den Lesenden vorgegeben, dass sie die einzelnen Texte von Montaigne in einer beliebigen Reihenfolge lesen können. Die jeweiligen Titel vermitteln dabei bereits einen Eindruck, was zu erwarten ist. So behaupten sie z.B. über die Lügner, über die Furcht, über das Beten, über das Alter, über Bücher, über den Zorn oder über die Erfahrung zu berichten.²⁰⁸ Beim Lesen wird jedoch schnell deutlich, dass die Titel häufig nur einen groben Hinweis auf den Inhalt liefern. Fast so, als handele es sich um thematische Ausgangspunkte, die beim Verfasser eine weitschweifende Assoziation in Bewegung setzten. Es ließe sich auch die These aufstellen, die einzelnen Titel seien Suchanfragen, die einen Startpunkt markieren, von dem ausgehend sich das Denken entfaltet: Eine assoziative Reise, eine abenteuerliche Wanderung, eine emphatische Suchbewegung. Auf diese Weise sind Montaignes *Essais* immer wieder interpretiert worden und ebenso sollten sie womöglich auch gelesen werden.²⁰⁹

Durch die Drucklegung wird aber zugleich vorgegeben, wie die *Essais* nicht gelesen werden sollten. Folgt man dem Imperativ der Suchhilfen, dann war es in der Originalausgabe nicht vorgesehen, mitten in den jeweiligen Texten einzusteigen. Es war nicht vorgesehen, die *Essais* auf wiederkehrende Aspekte wie z.B. im Hinblick auf das ›Wissen‹ oder das ›Gedächtnis‹ zu durchsuchen. Einzeln für sich genommen sollten die Texte eben doch von vorne bis hinten gelesen werden, »linear von A bis Z«. ²¹⁰

Zudem war es in der Originalausgabe nicht vorgesehen, die Quellen und Zitate, die Montaigne verarbeitet, zurückzuverfolgen.²¹¹ Im Hinblick auf diesen Punkt gab Montaigne sogar spezifische Gründe an: Er erklärte, dass er die Herkunft der

206 Die Nummerierung der einzelnen Essays beginnt mit jedem ›Buch‹ (bzw. Teil) der *Essais* erneut von vorne. Die Nummern werden im Text mit römischen, im Inhalt jedoch mit arabischen Ziffern angegeben.

207 Zur Geschichte der Stellenlektüre (in der auch Montaignes *Essais* eine Rolle spielen) vgl. weiterführend: Maye, Harun (2019): *Blättern/Zapping. Studien zur Kulturtechnik der Stellenlektüre seit dem 18. Jahrhundert*. Zürich: diaphanes.

208 Um nur einige Titel des Inhalts zu nennen. Vgl. Montaigne (1998), S. 6-8.

209 Vgl. auch die Darstellung von Balmer (2016), S. 11-17.

210 Ebd., S. 11.

211 Montaigne ließ Zitate zwar kursiv setzen, verschwieg jedoch ihre Herkunft.

fremden Gedanken »absichtlich verschwiegen« habe, weil er »jenen Kritikern eine Falle stellen wollte, die mit ihren leichtfertigen Verrissen über alle Arten von Schriften herfallen«, die in der »Volksprache geschrieben« seien.²¹² Hinter dieser Aussage verbirgt sich vor allem ein emanzipatorisches Moment, denn Montaigne nahm sich nicht nur heraus, auf Französisch zu schreiben, sondern er ermöglichte es damit Menschen, die nicht des Lateins oder Griechischen mächtig waren, seinen *Essais* zu folgen. Sein Buch war bewusst in einer Sprache geschrieben, »die alle zum Mitreden« einlud – jedoch sollte daraus nicht der Trugschluss gezogen werden, sein Buch hätte »in Konzeption und Darstellungsweise [...] ebenfalls nur Volksniveau«.²¹³ Etwas spöttisch fügte er noch hinzu, dass er es gerne anderen überlasse, die fremden Gedanken von seinen eigenen zu trennen. Er würde es durchaus begrüßen, wenn einer »genügend Klarblick besäße«, ihm »die fremden Federn auszurupfen« – »sie nach ihrer Herkunft« zu sortieren gelinge ihm selbst »nämlich mangels Gedächtnis nie«.²¹⁴ Hier verwies Montaigne erneut auf die Tücken des Gedächtnisses sowie auf die Probleme der Wissensorganisation. Auf provokative Weise vermischte er eigene und fremde Gedanken und verwischte seine intellektuellen Spuren.

Nicht zuletzt aber ließ Montaigne seine zukünftige Leser_innenschaft auf diese Weise wissen, dass sie mit den *Essais* frei verfahren konnten. Er gab seinen Text aus der Hand, er entließ ihn in einen größeren Wissenskosmos, er lud zur Partizipation, zur Mitarbeit ein. Die Editionsgeschichte der *Essais* beweist, dass die Leser_innen dieser Einladung gefolgt sind. In posthumen Ausgaben finden sich häufig Marginalien, Fußnoten und ein aufwendiger Index. Zitate wurden kenntlich gemacht, Quellenverweise eingefügt und Kommentare erleichterten und flexibilisierten den Zugang zu Montaigne um ein Vielfaches.²¹⁵

Im 21. Jahrhundert ist es nun angebracht, Montaignes *Essais* im Internet in digitaler Form zur Verfügung zu stellen, sie über eine komplexe Datenbank aufzubereiten und nach zahlreichen Kriterien durchsuchbar zu machen. Mit dem französischen Originaltext auf der Grundlage von Montaignes erweiterter letzter Ausgabe

212 Montaigne (1998), S. 201. Vgl. auch Starobinski (1986), S. 173–174.

213 Montaigne (1998), S. 201.

214 Ebd., S. 202.

215 Ein Einblick in die Editionsgeschichte der *Essais* findet sich online unter: <https://montaignestudies.uchicago.edu/h/lib/montaigne/essais/1580.shtml> vom 12.06.2021. Verschiedene französische Ausgaben sind zugänglich über: <https://gallica.bnf.fr/> vom 12.06.2021. Exemplarisch sei zudem auf die erste deutsche Gesamtübersetzung von J.D. Tietz (1753/1754) verwiesen, die – im Gegensatz zu der Übersetzung von Stilett – mit zahlreichen Fußnoten und einem Register ausgestattet ist: Montaigne, Michel de (1992): *Essais (Versuche) nebst des Verfassers Leben nach der Ausgabe von Pierre Coste ins Deutsche übersetzt von Johann Daniel Tietz*. Drei Teile. Neuausgabe. Zürich: Diogenes.

von Bordeaux ist dies bereits geschehen. Er ist über eine an der Universität von Chicago entwickelte Suchsoftware namens ›PhiloLogic‹ kostenlos zugänglich.²¹⁶

Es lässt sich jedoch ebenso der gegensätzliche Trend beobachten. So lag mir selbst die 1998 erschienene deutsche Übersetzung von Hans Stilett vor, die bewusst die französische Ausgabe aus dem Jahr 1588 imitiert und infolgedessen auf Fußnoten, Quellen, Marginalien oder einen Index verzichtet. In einem Nachwort bekräftigt Stilett diese Entscheidung, indem er erklärt, dass er »die *Essais von A bis Z* [...] völlig un glossiert« übersetzt habe, um sie als »Montaigne pur« zugänglich zu machen.²¹⁷ Es handelt sich bei dem Ergebnis um ein großformatiges, schweres, blaues Buch mit einer goldenen Inschrift auf dem Cover. Es ist ein schönes Buch. Doch es ist unpraktisch, damit zu arbeiten. Für wissenschaftliche Zwecke ist es nahezu ungeeignet, denn es ist einfach keine gute Suchmaschine.

Stattdessen lädt diese Ausgabe in ihrer Aufmachung dazu ein, sich hinzusetzen – das Buch kann sonst kaum gehalten werden –, um sich in Ruhe auf Montaignes Gedankenreisen einzulassen und seinen Texten zu folgen. Es handelt sich um eine fast schon antiquiert wirkende Art des zurückgezogenen, konzentrierten und linearen Lesens, die als »Montaigne pur« verkauft wird. Sie betont eine spezifische Lesart der *Essais*, die gerade die kritische Reflexion der Wissensorganisation in den Hintergrund drängt.

Scheinbar im Einklang mit dieser Lesart beendet Günter Butzer seine Analyse über Montaigne, indem er ihn mit einem meditierenden Mönch vergleicht. Ihn habe letztendlich doch in erster Linie die Sorge um sich selbst angetrieben und sein Weg des Denkens habe »vom Raum der Bücher zum Raum der Seele, von Innenraum zu Innenraum« geführt.²¹⁸ Der Begriff der Meditation, der ja selbst bei Descartes noch prominent benutzt wurde, wird im nächsten Kapitel näher betrachtet, dort jedoch tatsächlich ausgehend von einem meditierenden Mönch, und zwar von Hugo von Sankt Viktor aus dem 12. Jahrhundert. Im Hinblick auf Montaigne möchte ich jedoch noch einmal die Perspektive stark machen, dass für ihn ein Rückzug in eine individuelle Meditation nicht mehr möglich war und dass er eben diesen Umstand reflektierte. Ich vertrete die These, dass dieses Eingeständnis am Ausgangspunkt des essayistischen Projekts steht und dass es Montaigne dazu nötigte, über die Ambivalenzen nachzudenken, die die moderne Wissensorganisation begleiten. Die Tatsache, dass Montaigne bis kurz vor seinem Tod die *Essais*

216 Vgl. <https://www.lib.uchicago.edu/efts/ARTFL/projects/montaigne/> vom 12.06.2021.

217 Stilett, Hans (1998): Nochmals: An den Leser. In: Montaigne (1998), S. 569–571, hier S. 569.

218 Butzer (2001), S. 30–31. Zum Schreiben über sich selbst vgl. weiterführend Foucault, Michel (2012): Über sich selbst schreiben. In: Zanetti, Sandro (Hg.): *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*. Berlin: Suhrkamp, S. 49–66. Wie Montaignes *Essais* ausgehend von Foucaults Technologien des Selbst gelesen werden können, wird diskutiert in: Rieger, Markus (1997): *Ästhetik der Existenz? Eine Interpretation von Michel Foucaults Konzept der »Technologien des Selbst« anhand der »Essais« von Michel de Montaigne*. Münster u.a.: Waxmann.

noch handschriftlich überarbeitet und fortgeführt hat und dass sie auch heute noch in den verschiedensten Versionen erscheinen, interpretiert und kommentiert werden, verweist auf diese Reflexion und verdeutlicht deren Unabschließbarkeit.

Infolgedessen gibt es auch nicht die *eine* Lesart der *Essais*. Und auch keine Lesart, die langfristig in Montaignes Sinne gewesen wäre. Sowohl in ihrem Inhalt als auch in ihrer Form waren die *Essais* immer selbstreflexiv. Sie waren immer mit sich selbst im Widerspruch, sie galten nie als fertig und abgeschlossen. »Montaigne pur« gibt es nicht. Vielmehr geht es in Montaignes Auseinandersetzungen um Differenzen, die jeden Tag neue Konflikte provozieren, es geht um Widerstände, die nicht aus der Welt zu schaffen sind, es geht um Ambivalenzen, die sich niemals einseitig auflösen lassen.²¹⁹ Das Suchen, das Finden und das Organisieren von Wissen implizieren Probleme, die keine einfachen Lösungen zulassen. Die *Essais* sollten vor diesem Hintergrund nicht als fertiger Text, sondern als ein andauerndes und kollektives Projekt verstanden werden. Denn als ein solches laden sie dazu ein, sich diesen Problemen unter den jeweils gegebenen Bedingungen immer wieder neu zu stellen.

219 So endet das zweite Buch von Montaignes *Essais* gewiss nicht zufällig mit der Feststellung: »Auf der Welt hat es noch nie zwei gleiche Meinungen gegeben – sowenig wie zwei gleiche Haare oder Samenkörner. In nichts ist sich alles gleicher als in der Ungleichheit« (Montaigne (1998), S. 390).

